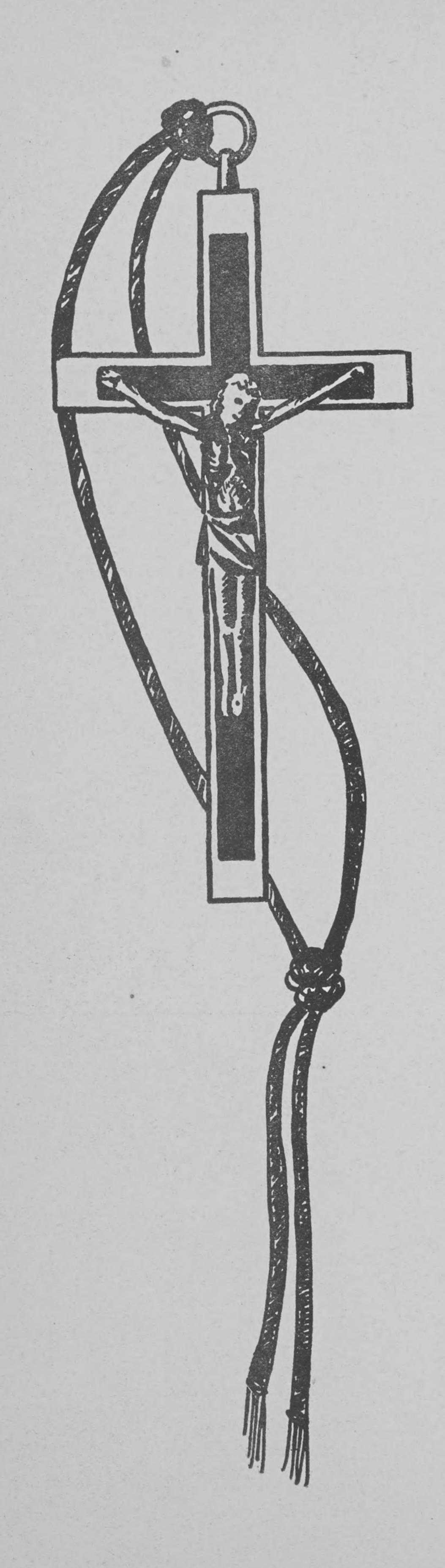
Februar 1951



DER MARIENBOTE



Marianischer Missionsverein

Wir möchten unsere Vereinsmitglieder und Marienbotenleser noch einmal darauf aufmerksam machen, daß alle Post an den Marianischen Missionsverein von jetzt ab an folgende Adresse geschickt werden möge:

Rev. Joseph Simon, O.M.J.
St. Thomas College,
North Battleford, Sask.

Viele Leute möchten gern einem Messbund beitreten. Hätten gern, daß für sie und in ihren Anliegen jeden Tag eine heilige Messe gelesen werde. Alles das kann man im Marianischen Missionsverein finden. Für alle Mitglieder wird jeden Tag das hochheilige Opfer dem Herrgott dargebracht. Wir tun das nicht, um nur unsere Mitglieder für ihre Gebete und Opfer zu belohnen. Während unserer Missionsvereinsmessen wird für alle Mitglieder gebetet, während derselben heiligen Messen beten auch alle Mitglieder um Gottes Missionssegen. Gottes Wahrheit, Gottes Licht und Gottes Liebe soll überall hin, damit dem Herrn von überall Lob und Dank komme. Der gute Christ sorgt sich um derartige Dinge. Er weiß, daß es sich im Christenleben nicht nur um seine eigene Seele handelt. Alle Menschen müssen zu Christus kommen, damit alle Menschen auch loben und preisen den großen Gott im Himmel.

Ungezählt sind die Scharen von Männern und Frauen, die im Missionskleide hinausgezogen sind in alle Welt, den Armen das Evangelium zu künden. Immer weiter wird ihr Arbeitsfeld. Doch der Arbeiter selbst sind viel zu wenig. Das Beten und Opfern des Marianischen Missionsvereins steht ihnen in ihrer schweren, heiligen Arbeit zur Seite. Helfen wir unseren Missionaren. Werden wir Mitglied des Marianischen Missionsvereins. Es ist Gott zur Ehre, der Sünde und Lüge zum Verderb. —

Der Marienbote



Monatsschrift für die katolische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Battleford. Adresse: „The Marian Press“ Box 249, Battleford, Sask., Canada Preis: $2.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — Box 249 Battleford, Sask., Canada. — Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

19. Jahrgang 15. Februar 1951, North Battleford, Sask. No. 5

Dies und Das

Fastenzeit Das uralte Ideal der Christenheit ist die Verchristlichung, die Heiligung aller erschaffenen Dinge. Nicht nur der Mensch soll durch Jesus Christus und in Jesus Christus geheiligt werden, sondern auch aller Erdenraum und die Zeit. In Europa, wo das Christentum vor hunderten von Jahren einmal in höchster Blüte stand, suchte man jeden Raum auf Erden christlich zu machen. Heute noch können wir sehen, wie die damaligen Menschen das taten. Sie erfanden christliche Baustile, und nach diesen Stilen bauten sie Kirchen, Kathedralen, Klöster, Schlösser, Verwaltungsgebäude, ganze Stadtteile, Dörfer, Wegkreuze und Muttergottes Feld-und Waldstatuen. Wohin wir auch in Europa wandern mögen, überall sehen wir diese Zeugen jener Tage, wo Stein und Stadt und Baum und Bach des Herrgotts Lob verkündeten.

Auch die Zeit wurde christlich geheiligt. Vom Geburtsjahre unseres Herrn an wurden die Tage, die Monate und Zeitalter berechnet. Das Jahr selbst hatte das Osterfest als Mittelpunkt. Die Monate erhielten christlichen Sinn (St. Josephsmonat, Marienmonat, Blut-Jesu-Monat usw.) die Woche bereitete auf den Sonntag vor, der Tag erhielt einen Heiligen als Schutzpatron. Damals sagte man nicht: Am 2. Feb., am 25. Juli, oder am 29. Sept., man drückte sich christlich aus: An Maria Lichtmeß, auf St. Jakobi, oder auf St. Michaeli.

Derartige Ausdrücke sind heute fast gänzlich verschwunden. Christlich heilige Zeiten haben wir jedoch immer noch. Da ist der Freitag, der Sonntag, der Juni und Juli zu Ehren Jesu, Mai und Oktober zu Ehren Mariä, der März als St. Josephsmonat. Da sind auch immer noch Ostern, Pfingsten und Weihnachten, Advent und Fastenzeit.

Wir haben die diesjährige Fastenzeit nun wieder begonnen. Gott sei Dank herrscht hier bei uns immer noch die Sitte, diese heilige Zeit auch wirklich heilig zu machen. Wir wissen, das Fasten allein macht uns nicht christlich. Wir fasten, das heißt wir halten uns immer etwas hungrig, damit wir etwas vom Leiden Jesu am eigenen Leibe spüren. Fasten heißt etwas Hunger leiden. Dieser Hunger des Leibes soll uns daran erinnern, daß wir nicht nur einen Leib haben, sondern auch eine Seele. Eine Seele, die auch leben will.

„Nicht vom Brote allein lebt der Mensch.“ Der Seele kann das Brot nichts geben. Sie braucht andere Nahrung. Sie braucht erstens einmal Gottes Medizin, die sie von ihren Krankheiten und Schwächlichkeiten reinigt und heilt. Diese Gottesmedizin holen wir uns in der Beichte.

Weiter braucht die Seele Gottes Nahrung, die hochheilige Kommunion. Die geben wir ihr während der Fastenzeit öfter denn sonst.

Die Gesundheit der Seele ist aber noch lange nicht alles. Nicht nur gesund will die Seele sein, sie möchte auch gerne nahe an Gott heran kommen. Um Gottes Freund zu werden, nehmen wir während der Fastenzeit so oft als es uns nur möglich ist am hochheiligen Meßopfer teil. Dort in der Frühmesse unserer Kirche erkennen wir, daß Jesus Christus, daß die Kirche und ich zusammengehören. Wir sind, wie die heilige Schrift sagt, ein Leib, ein Herz, ein Christentum. Jesus, die Kirche und ich verehren den ewigen Vater imHimmel. Denn nicht meiner Seele gehört die Ehre. Gott gehört alle Ehre und aller Lobgesang. Nur während der heiligen Messe kann dem Vater im Himmel jene Ehre gegeben werden, die wir Menschen ihm schuldig sind.

Wir verehren Gott den Vater durch Jesus Christus unsren Herrn, und Gott der Vater macht uns während der heiligen Messe durch unseren Herrn Jesus Cristus rein, heilig und gottgefällig.

Sebstverständlich, wer rein, heilig und gottgefällig werden will, der darf nicht nur ein Leib mit Jesus und der Kirche sein, der muß auch eines Sinnes mit Christus und der Kirche werden. Der muß Hand an sich legen, das Unchristliche in sich zum Sterben bringen, das Christliche leben,und ganz persönlich mit Gott in Verbindung sein. Durch Beten und durch ein gottgefälliges Leben.

Zu so einem Leben soll uns die Fastenzeit verhelfen. Während des Jahres vergessen wir uns zu oft. Wir vergessen ganz besonders an Gott zu denken und unsere Seelen vor Gott wandeln zu lassen. Wird es Fastenzeit, dann sollen wir uns unserer Pflichten vor Gott erinnern. Fastenzeit ist die Zeit der Seelenarbeit. Wer diese Zeit nicht ernst nimmt, nicht gut ausnützt, steht in Gefahr, seinen Christengeist zu verlieren.

Heiliger Raum, heilige Zeit. Unsere Zeit nennt sich immer noch christlich. Und doch werden Mensch, Raum und Zeit immer unchristlicher, unheiliger. Heute trachtet der Mensch, selbst der Gläubige, nicht mehr danach, heilig zu werden. Solange man nur in den Himmel kommt, denkt man sich. Die früheren Christen sprachen anders. Sie sagten: Alles will ich tun, nur um Gott zu gefallen und den Heiligen Freude zu machen.

Gehen wir durch unsere Städte, dann sehen wir das Christliche nicht mehr. Im Gegenteil: Man hat heute den Raum mit den Zeichen der Sünde gefüllt. Man will nicht mehr Geschäfte mit Gott, man will Geschäfte mit den Menschen machen. Darum preist man überall das Menschliche zum Verkauf an. Ob man nun ein Auto, eine Zigarre, oder ein Waschpulver anpreist, man benutzt dazu immer dasselbe Lockmittel: Ein halb bekleidetes Mädchen. So etwas lockt. So etwas zieht die Blicke an und gibt Gedanken.

Früher lockte man mit dem Kreuze, mit einem Gottesmutterbild, mit einer Heiligenstatue. Wege und Straßen waren voll davon. Das zog die Blicke an und gab Gedanken, die zum Himmel erhoben.

Entchristlicht ist der Raum, immer unheiliger wird auch die Zeit. Advent und Fastenzeit werden bei uns Katholiken zwar immer noch gehalten. Langsam beginnt das Christliche in der Zeit aber doch schon dahinzuschwinden. Wir haben angefangen, den Freitag zu zerstören. Dieser Tag war noch zur Zeit unserer Väter ganz christlich. Er war der Gedenktag des Leidens und Sterbens unseres Gottes. Wie ein Tag der Fastenzeit war er, fleischlos, und ohne weltliche Lustbarkeiten.

Mit den weltlichen Lustbarkeiten wird begonnen. Der wöchentliche Tanztag hier bei uns ist ausgerechnet — am Freitag. Wer das so ausgerechnet hat, können wir uns leicht denken.

Es ist wirklich zu bedauern, daß unsere Katholiken die Freitagsschändung nicht einsehen können. Ihre eigenen Väter hatten ihnen andere Dinge beigebracht. Es ist wahr, ihre Väter lebten in ganz katholischen Ländern. Dürfen wir aber protestantisch leben, weil wir in protestantischen Ländern wohnen?

Es ist noch vielfachs bei uns Sitte, daß der Vater seinen fortziehenden Kindern Ermahnungen und seinen Segen mit auf den Weg gibt. Vater und Mutter sorgen sich um das Kind in der Fremde. Nichts Böses soll ihm geschehen, nichts Böses am Leibe, nichts Böses besonders an der Seele. Gut und fromm soll es bleiben.

So wie unsere heutigen Väter und Mütter es tun, haben es ihre Vorväter getan. Sie haben gesegnet und gebetet, daß das teuerste Gut, das sie ihnen mit ins Leben gaben, rein und unverdorben in ihnen erhalten bleibe.

Dieses Gut ist unser Glaube. Unsere Vorväter haben gebetet, daß wir diesen Glauben so halten und so leben, wie sie ihn gehalten und gelebt hatten.

Ist dieser Segen unwirksam geworden? Wir halten nicht mehr was die Alten uns gelehrt. Wie hoffen wir da, daß unser Segnen mit den Kindern bleiben werde?

Man sagt, man dürfe der Jugend nicht alles nehmen, Freitag sei nun einmal Tanz, und daran ist nichts zu machen. Ja, man darf den Kindern nicht alles nehmen. Das stimmt schon. Darf man jedoch dem Herrgott nehmen? Und wenn wir unseren Kindern den urchristlichen Freitag nehmen, zählt das denn garnichts mehr? Wenn man schon sagt, man müsse der Jugend hier und da einmal etwas erlauben, warum kann man dieses Weltliche da nicht auf einen andern Tag verschieben? Der Freitagstanz bricht nun einmal mit der christlichen Tradition, und somit auch mit dem christlichen Geiste. Daran ist nichts zu ändern. Wer derartige Dinge erlaubt oder gar noch unterstützt, hilft mit am Zerstören der christlichen Sitte.

Halten wir unser altes katholisches Erbe rein. Wir haben wirklich allen Grund, zum alten Bußgeist der katholischen Kirche zurückzukommen. Wenn wir diesen Geist nicht haben, wo soll er dann noch zu finden sein?

Jetzt ist es Fastenzeit. Zeit des Herrgottsdenkens und des Nachsinnens über unser Leben. Halten wir einmal gut Rechnung mit uns selbst. Könnte da nicht vieles wieder gut gemacht werden? Lassen wir uns doch nicht durch das Beispiel dieser Welt unser Heiligstes, unseren Glauben, zerstören. Die Sache ist wirklich ernster als wir sie uns vorstellen. Nach dem Glauben leben ist des Christen Pflicht. Seine schwerste und ernsteste Pflicht sogar. Vom Alter soll die Jugend lernen. Reines Glauben und reines Leben soll sie von uns erben. Darum halten wir selbst rein, was rein bleiben muß. Wir können nur geben, was wir selbst besitzen. Belehren ist zwecklos — wenn es ohne lebendiges Beispiel geschieht.

Möge die Schmerzensmutter uns helfen, recht gute, besinnliche, bessernde Fasten abzuhalten.

— Der Schriftleiter

Ueber den Neid

Die unversöhnlichste Art des Hasses ist der Neid. Wohltaten machen ja die sonst Feindseligen ruhiger; den Neider und Bösartigen aber regen Wohltaten nur noch mehr auf; je größere er empfängt, desto größer wird sein Ärger, Verdruß und Unwille. Größer ist sein Ärger über die Macht des Wohltäters als sein Dank für empfangene Wohltaten. Wo ist ein wildes Tier, das die Neidischen nicht durch Unverträglichkeit übertreffen? Wo ein ungezähmtes Wild, das sie nicht an Wildheit überbieten? Die Hunde werden zahm, wenn man sie füttert; Die Löwen werden folgsam, wenn man sie pflegt; die Neidischen werden aber durch Gefälligkeiten nur noch wilder.

Fliehen wir das unausstehliche Laster! Es ist eine Ausgeburt der Dämonen, eine Saat des Feindes, ein Unterpfand der Strafe, ein Hindernis der Gottseligkeit, ein Weg zur Hölle, eine Beraubung des Himmelreiches. — Die Neider sind übrigens schon am Gesichte erkenntlich: Ihr Auge ist trocken und glanzlös, die Wangen eingefallen, die Augenbrauen zusammengezogen, die Seele von Leidenschaft verwirrt, ohne rechtes Urteil über die Dinge. Keine Tugendübung findet bei ihnen das Lob, keine herrliche und glänzende Redegabe, überhaupt nichts von all dem, was begehrens- und bewunderungswert. Wie die Geier auf das Übelriechende sich stürzen — im Flug hinweg über viele Wiesen und viele wonnige, duftige Plätze, — wie die Fliegen am gesunden Teile vorbeilaufen und das Geschwür aufsuchen, so sehen auch die Mißgünstigen über dieSchönheiten im Leben und die Großtaten hinweg und wenden sich dem Erbärmlichen zu. Und kommt einmal ein Fehler vor, wie so oft im menschlichen Leben, so tragen sie das in die Öffentlichkeit und wollen damit die Menschen brandmarken, wie boshafte Maler, die durch eine krumme Nase, einen Höcker oder sonst einen natürlichen oder zufälligen Fehler die Gestalten ihrer Bilder kenntlich machen. Ja raffiniert wissen sie das Lobenswerte schlecht zu machen und zu begeifern und die Tugend durch das angrenzende Laster zu verleumden: So nennen sie den Tapferen verwegen, den Mäßigen gefühllos, den Gerechten grausam, den Klugen verschmitzt. Den Großmütigen verleumden sie als Prunksüchtigen, den Freigebigen als Verschwender,den Sparsamen als Kniker. Kurz: alle Arten von Tugenden finden bei ihnen die Bezeichnung mit den Namen der entgegengesetzten Laster.

Das grosse Wort über Maria

Rede des Heiligen Vaters am 1. November

„Ehrwürdige Brüder und geliebte Söhne und Töchter, hier vor Unseren Augen, und alle, die ihr auf Unsere Stimme hört in diesem heiligen Rom und in jedem Orte der ganzen katholischen Welt!

Ganz ergriffen durch die Verkündigung des Glaubenssatzes von der Aufnahme der seligsten Jungfrau in den Himmel mit Leib und Seele, frohlocken Wir vor Freude, die sich überschäumend ergießt in die Herzen aller Gläubigen, die nun die Erfüllung ihrer heißen Wünkche erleben. So fühlen Wir das unwiderstehliche Bedürfnis, mit euch zusammen einen Hymnus des Dankes zu erheben, empor zur liebenswürdigen Vorsehung Gottes: daß er Euch die Freude dieses Tages aufbewahren wolle und Uns den starken Trost, die Stirne der Mutter Jesu und unserer Mutter, Maria, zu umkränzen mit diesem leuchtenden Diadem, das die Krone aller ihrer auszeichnenden Privilegien ist.

Der leuchtende Strahl über unserer Generation

Nach dem unerforschlichen Plane göttlichen Vorsehung sollte es so ein, daß über die Menschen unserer Generation, die so heimgesucht und leidend, so verirrt und enttäuscht, aber auch in heilsamer Unruhe ist auf der Suche nach einem großen Gute, das sie verloren, ein leuchtender Strahl vom Himmel sich auftue. Er glänzt nur so von Reinheit und Hoffnung, von jenem Leben der Seligkeit, darin sie thront, die Königin und Mutter, an der Seite der Sonne der Gerechtigkeit — Maria.

Stimme der Ewigkeit

Seit langer Zeit herbeigesehnt, ist dieser Tag endlich Unser — und auch euer. Stimme der Jahrhunderte — ja, Wir dürfen wohl sagen, Stimme der Ewigkeit — ist heute die Unsere, die eben, unter dem Beistand des Heiligen Geistes, feierlich verkündet hat dieses erhabene Privileg der himmlischen Mutter. Und Ruf der Jahrhunderte ist euer Ruf, der heute hervorbricht in der ungeheuren Weite dieses ehrwürdigen Ortes, der schon heilig ist den glorreichen Triumphen der Christenheit, heiliger Schauer des Geistes für alle Völker, jetzt aber ist er geworden Tempel und Altar für eure überschäumende fromme Freude!

Bebende Herzen bebende Lippen

Wie erschüttert von den Schlägen eures Herzens und dem Beben eurer Lippen zittern selbst die Steine dieser patriarchalen Basilika und mit ihnen, so scheint es, frohlockend im geheimen Erschauern die unzähligen, altehrwürdigen Heiligtümer, die sich allenthalben erheben zu Ehren der Assumpta, Monumente eines einmütigen Glaubens, und die irdischen Sockel des himmlischen Thrones von Herrlichkeit für die Königin des Weltalls.

Ströme der Gnade

An diesem Tage der Freude, da der Himmel aufreißt und die Wellen der jauchzenden Freude der Engel sich vereinen mit jenen der ganzen streitenden Kirche, da kann es gar nicht anders sein, als daß ganze Ströme von Gnaden und Erleuchtungen herniedersteigen, fruchtbare Erwecker einer neuen Heiligkeit!

„Empor die Herzen"

Deshalb erheben Wir zu diesem so erhabenen Geschöpfe Gottes voll Vertrauen unsere Augen, von dieser Erde aus, in dieser Zeit, mitten in dieser unserer Generation, und rufen allen zu mit Macht: „Empor die Herzen!"

Höhere Ausblicke in zerwühlter Zeit

Wir denken an die vielen unruhevollen und geängstigten Herzen — ein trauriges Ergebnis unserer Zeit —, an so viele Bedrückte, die den Frieden nicht finden, weil sie nicht mehr glauben können, daß das Leben etwas gutes sei, und nur mehr notgedrungen hinnehmen, was eben kommt. Allen denen wird das demütige und unscheinbare Mädchen von Nazareth, das jetzt so glorreich in den Himmeln thront, höhere Ausblicke eröffnen. Und es wird sie stärken und trösten, wenn sie erwägen, zu welchem Geschick und zu welchem Leben sie nunmehr erhöht worden ist. Sie, die, erwählt von Gott

Der Staatssozialismus

von P. Joseph Schneider, O.M.J.

Der sozialistische Staat hat langsam dem Privat- Kapitalismus sich an die Seite geschlichen, ist ihm über den Kopf gewachsen und wie zum Räuber geworden. Wer in den letzten 20 Jahren die Augen aufgehalten hat, hat das immer deutlicher gemerkt. Was man in den U.S.A. demokratische oder Volks-Partei genannt hat, ist in zunehmendem Grade sozialistisch geworden. Was sich in Canada als Liberale Partei bezeichnete, hat ohne etwas davon zu sagen, denselben Kurs verfolgt. Beide Parteien waren früher, sozusagen, halb rechts halb links. Haben den Eindruck erweckt, es mit den breiten Massen zu halten, während sie in Wahrheit und zum guten Teil die volksfeindlichen Kapitalisten umschmeichelten, um ihre Gunst gebuhlt und ihrer schändlichen Volksausbeutung gegenüber manches Auge zugedrückt haben.

Das ist nun unter dem Druck der Verhältnisse anders geworden. Sie haben sich umstellen und langsam ihre Farbe wechseln müssen. Sind nicht blutigrot (kommunistisch) geworden, aber wenigstens rosarot (sozialistisch). Haben ihr Ideal ein wenig dem des Kommunismus angepaßt zu Gunsten der arbeitenden und leidenden Volksschichten.

Aber kann man diese Sinnesänderung überhaupt irgendwie auf den russischen Bolschewismus zurückführen? Zum Teil, ja. Zum andern Teil verdanken wir sie dem Heiligen Kommunismus, wie die Gläubigen ihn kurz nach dem ersten Pfingstfest geübt haben; wie er heute noch geübt wird in den kath. Klostergemeinschaften auf dem ganzen Erdenrund. Der russische Kommunismus ist von der Hölle inspiriert, der christliche Kommunismus von oben her. Während der Bolschewismus mit knirrschender Wut nach Revolution (gewaltsamen Umsturz) schrie, hat das christliche Gewissen zum Besten der Armen in aller Welt auf Reform (freiwillige Verbesserung) gedrängt. Führende Rollen in diesem Kampf spielten vor der Jahrhundertwende in Deutschland Bischof Ketteler von

---

zur Mutter des fleischgewordenen Wortes, so gelehrig aufgenommen hat jedes Wort des Herrn.

Trost in quälender Bedrängnis

Und jetzt reden Wir zu euch, die ihr noch inniger nahe seid Unserem Herzen, quälende Bedrängnis Unserer Tage und Unserer Nächte, ängstliche Sorge in jeder Unserer Stunden, ihr Armen, Kranken, Flüchtlinge, Gefangene, Verfolgte, Hände ohne Arbeit und Menschen ohne Dach über dem Haupt, Leidende aller Art und aller Länder! An euch wenden wir Uns, denen das irdische Leben nur Tränen und Beraubung zu bieten scheint, was man immer auch für Anstrengungen macht und machen muß, um euch Hilfe zu bringen, und Wir sagen euch: Hebet doch den Blick empor zu Jener, die lange vor euch diese Wege der Armut, der Verachtung, der Verbannung, des Schmerzes zu gehen hatte, deren Herz durchbohrt ward vom Schwerte am Fuße des Kreuzes, und die jetzt unverwandten Auges schauen darf in das Ewige Licht!

Daß die Liebe wiederkehre!

In dieser Welt ohne Frieden, gemartert durch gegenseitiges Mißtrauen, durch Zwistigkeiten, Gegensätze und Gehässigkeiten — ist geschwunden der Glaube und fast ausgelöscht der Sinn für Liebe und Brüderlichkeit in Christus. Flehentlich können Wir nur bitten mit der ganzen Glut Unseres Herzens, daß die in den Himmel Aufgenommne das Zeichen sei, daß die Wärme der Liebe und des Lebens zurückkehre in die Herzen der Menschen! Und nicht müde werden Wir, zu mahnen und in Erinnerung zu rufen, daß garnichts je stärker sein soll als die Tatsache und das gläubigwillige Wissen darum: daß Wir alle Kinder dieser selben Mutter Maria sind, die da lebt in den Himmeln! Sie wird das Band der Einigkeit für den geheimnisvollen Leib Christi auf Erden (die Kirche), sie ist die neue Eva, die neue Mutter der Lebenden, die alle Menschen hinführen will zur Wahrheit und Gnade ihres göttlichen Sohnes.

Mainz; in England Kardinal Manning; in den Staaten Kardinal Gibbons. Diese Einzelrufe schwollen allmählich zu einem gewaltigen Chore an, und als Rom 1891 die fortschrittlichen Ideen dieser Führer im berühmten Weltrundschreiben „Rerum novarum" zusammenfaßte, krachte dieses wie eine Bombe in die Kreise des individualistischen Raubkapitalismus hinein. Noch heute, wenn es in der High School oder in Study clubs gelesen wird und die Zuhörer werden gefragt, wer es wohl verfaßt haben könnte, hört man Namen wie Marx oder Lenin. Und höchst erstaunt ist man bei der Erklärung, es sei Papst Leo 13. gewesen. Ja, der Papst hat die damals herrschenden Mißstände schonungslos gegeißelt und die Arbeitgeber zur menschlich-brüderlichen Behandlung der Arbeitnehmer aufgefordert. Sein Rundschreiben wirkte nicht nur wie eine Bombe; es schaffte wie ein Sauerteig im Trog der Menschheitsmasse, oder besser noch, wie ein Same, der zum mächtigen Baum aufsproßte mit Arbeiterverbänden, Familienlöhnen, Unfallversicherung und Profitbeteiligung als Blüten in seinen Ästen und Zweigen.

Andrerseits muß man zugeben, daß die Angst vor dem Gespenst des Moskauer Bolschewismus die Entwicklung des sozialistischen Staates mächtig gefördert hat. Seit dem zweiten Weltkrieg (1939 bis 1945) hat er immer drohender sein Haupt erhoben; sein apokalyptisches Drachenhaupt, möchte man sagen, mit Namen der Lästerung gegen Gott und Kirche auf der Stirne. Er hat seinen giftigen Schwefelatem über alle Länder hingeblasen; Klassenhaß, Beamtenuntreue und Landesverrat begünstigt; den klaffenden Spalt zwischen Arm und Reich immer weiter aufgerissen; unter den Besitzlosen die Unzufriedenheit geschürt. Was konnten die Regierungen und Parteien angesichts der vunkanischen Lage tun? Sie mußten der roten Flut das Wasser abgraben; den Beschwerden der breiten Massen den Boden entziehen; ihnen weitgehende Zugeständnisse machen und ihr Los in jeder Richtung verbessern.

Sie taten es durch Erweiterung der sozialen Fürsorge. Durch staatliche Arbeitsbeschaffung; durch Arbeitslosenversicherung und Unterstützung; durch Kinderzuschüsse, Sozialisierung der Gesundheitspflege; durch Alterspension.

Woher nahmen sie das Geld? Dorther, wo es am leichtesten zu haben ist; von den besitzenden Klassen. Wie und auf welchem Wege? Durch rücksichtslose Besteuerung. Diese Besteuerung nahm die Form einer wahren Räuberei an infolge der beiden Weltkriege und der notwendigen Selbstverteidigung gegen die Moskauer Gefahr. Diese Geschehnisse zusammen genommen haben riesige Staatsausgaben notwendig gemacht. Die U.S.A. Schulden, die aufgehäuft, belaufen sich jetzt schon auf 270 Billionen. Ob sie jemals werden beglichen werden? Das ist eine Frage, die nur die Zukunft beantworten kann. In der Zwischenzeit tut man, was man kann, durch Herausziehung riesiger Summen aus dem Volksvermögen. Es hat den wohlhabenden Kreisen mächtig in die Taschen gegriffen.

Höre nur und staune! Im Wirtschaftsjahr 1949 belief sich der Durchschnittsgewinn der Kompanien nach Abzug der Taxen nur noch auf 3%. Die Hälfte davon mußte beiseite gelegt werden für Ausbesserung und Erweiterung der Betriebe. So erhielt der Aktieninhaber (shareholder) nur 1½% von jedem Dollar, den er in Fabrikunternehmen angelegt hatte, und das ist bitter wenig.

Es tut weh, und für kleine Sparer ist es vernichtend und entmutigend. Früher konnten sie leben von den Zinsen eines $10,000 Vermögens. Es brachte ihnen bei 8-12% Gewinnbeteiligung im Jahr $800.00 - $1,200.00 ein. Damit konnten zwei alte Leutchen schon leben, denn der Lebensunterhalt wie Kleider, Miete, Nahrung und Gesundheit kostete nicht viel. Heute, nach der Inflation (Geldentwertung) mit endlos steigenden Preisen, braucht ein Haushalt doppelt so viel. Das heißt, daß bei 1½% Dividende das Familienhaupt ein Vermögen von $100,000 investieren muß, um nur $1,500.00 für sich heraus zu schlagen. Dabei denkt der Staat, wie es scheint, schon an gewaltsame Enteignung der Vermögen durch Besteuerung der investierten Summen. Es kommt hinaus auf eine gewaltsame Gleichschaltung des Bürgereums an Besitz und Geld, wie man sie sich vor Jahren nie geträumt hätte. Es bedeutet praktisch, daß der Lohnarbeiter mit $2-3,000 Einkommen im Jahre ebenso gut oder gar besser gestellt ist als vornehme Leute mit größeren Sparvermögen.

Ist ein solches Vorgehen des Staates gerecht? Wir zweifeln kaum. Denn im Verhältnis opfert der arme Mann genau so viel wie sein gut gestellter Nachbar. Vom christlichen Standpunkt aus betrachtet muß man den Reichen auch ins Gedächtnis rufen, daß das 7. Gebot nach Gottes Entscheid kein bedingungsloses Besitzrecht gewährt. Die Kir-

chenväter belassen darüber keinen Zweifel. Der hl. Hieronymus sagt: Aller Reichtum ist eine Art Beraubung der Mitmenschen und deshalb aus Ungerechtigkeit geboren. Der hl. Augustinus betont: Dem Überfluß der Wohlhabenden steht auf der andern Seite das Bedürfnis der Armen gegenüber. Wer Überfluß besitzt, hat sich Güter angeeignet, die rechtlich andern gehören. Wenn dem so ist, kann die Staatsgewalt für einen gewaltsamen Ausgleich des nationalen Reichtums kaum getadelt werden. Er tut nur, was die Besitzenden aus eigenem Antrieb und aus christlichem Pflichtbewußtsein heraus schon immer hätten tun sollen. Die meisten von ihnen haben sich dieser Pflicht planmäßig entzogen; nun müssen sie sich dem Zwange fügen.

Es fragt sich nur noch, ob sich die furchtbare Belastung der Industrie durch Einkommensteuer als ersprießlich und haltbar erweisen wird. Auf die Dauer wohl nicht! Denn die Anlegung von Spargeldern wird dadurch gewiß zum großen Teil unterbunden. Als Folge davon wird das Betriebskapital zusammenschrumpfen und das System der freien Wirtschaft mehr oder minder der Verstaatlichung weichen müssen; so wie es in Saskatchewan versucht wird, und in England durch die Lebor Party durchgeführt worden ist. Hier aber liegt eine große Bedrohung der Volksstaaten und der völkischen Freiheit. Staatlicher Zwangssozialismus führt letzten Endes zum Staatskapitalismus, d.h. zur zwangsmäßigen Bevormundung aller Wirtschaftsbetriebe mit Beschlagnahme der Rohmaterialien wie unter Hitler und Stalin.

Schon kommen schwere Klagen vom Englischen Inselreich zu uns herüber über Mißbrauch der Gewalt. Die Labor Party hat die gesamte Wirtschaftsmacht in ihren Händen zusammengeballt. Es erweist sich als gleichbedeutend mit maßloser Bürokratie, die sich ihrer unbegrenzten Rechte freut und sie rücksichtslos auszunützen gewillt ist. Von unten herauf, durch's Volk und periodische Wahlen, ist sie kaum noch zu kontrollieren.
Kein Wunder, daß Rom mit weitschauendem Blick vor dem staatlichen Zwangs-Sozialismus gewarnt hat und die selbstgewollte Reform im christlichen Sinne als einzig gangbaren und haltbaren Weg für die Lösung der sozialen Frage befürwortet hat. Leider fiel sein wohl gemeinter Rat auf taube Ohren. Blinder Mammonismus, engstirnig und herzlos wie er ist, wollte zügellose Selbstbestimmung und schrie nach unbegrenzter Aktionsfreiheit. Was er nun erntet, ist entwürdigende Sklaverei. Hier steht man einfach wieder einem Geheimnis menschlicher Verbohrtheit und Unbelehrbarkeit gegenüber. Man hat sich wieder einmal gefangen in seinen eigenen Schlingen.

Sachverständig

Der berühmte Dichter hatte sein neues Schauspiel beendet. Froh eilte er durch sein Haus.

„Fertig! Schluß! Aus!"

Die alte Köchin nickte fraundlich.

„Gelt, das ist ein schönes Gefühl, Herr Doktor? Ich kenne das von der großen Wäsche her!"

Es gibt Gespräche zwischen Menschen, die wie Gebote sind.

Man darf nicht in eine Werkstatt ungebärdig hineinstürmen, soll es einen großen Tag geben. Man hält an der Tür inne, als käme man zu einem großen Herrn.

Keiner spürt etwas vom Tiefsten der Kunst, der nicht ihre Geheimnisse in sich hat.

Maria zu malen ist ein schwere Probe auf die rechte Liebe.

Der Herrgott geht durch die Stadt

Ein Mann in Rom hatte die Gewohnheit, daß er gleich nach der heiligen Kommunion nach Hause ging. Der heilige Philipp Neri hatte dies mehrere Male beobachtet.

Als der Mann wieder einmal nach der Kommunion die Kirche verließ, rief der Heilige zwei Ministranten herbei und sagte zu ihnen: „Nehmt hier die beiden Leuchter mit den brennenden Kerzen vom Altare und geht diesem Manne nach."

Die Knaben taten es. Alle Leute auf der Straße blickten die Ministranten an.

Als der Mann die beiden Knaben bemerkte, sprach er zu ihnen: „Was wollt ihr denn da?"

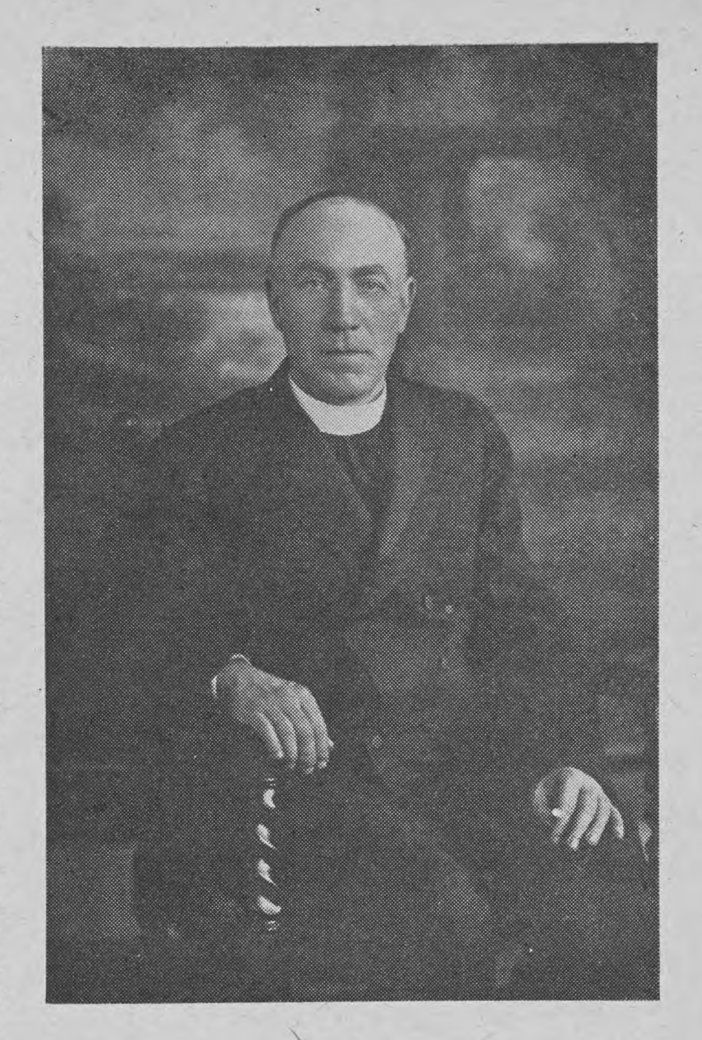
Sie sagten: „Der Herr Pfarrer hat uns nachgeschickt."

Der Mann kehrte um, ging in die Kirche zurück und fragte den Heiligen, was dies zu bedeuten habe.

Philipp Neri sprach: „Jesus ist bei Ihnen. Weil Sie darauf vergessen haben, ihn anzubeten, so müssen es die Ministranten tun."

Da erkannte der Mann seinen Fehler, kniete noch einmal beim Altare nieder und verrichtete mit großer Andacht sein Dankgebet.

P. Joseph Riedinger O.M.I.



Am 30. Januar starb im Melviller Krankenhaus der hochw. Pater Joseph Riedinger O.M.J. Es gibt hier in Canada wohl kaum einen deutschsprechenden Katholiken, der den Verstorbenen nicht wenigstens dem Namen nach kannte. In jeder unserer katholischen Kirchen, in der deutschsprachige Andachten stattfinden, wird das von ihm verfaßte und weitbeliebte „Salve Regina" benutzt.

Pater Riedinger O.M.J. war am 13. Juli 1879 in Elsaß-Lothringen geboren. Im Jahre 1898 trat er der Missionsgesellschaft der Oblaten von der Unbefleckten Empfängnis bei. Seine theologischen Studien vollendete er in unserem Oblatenseminar zu Hünfeld bei Fulda, wo er im Mai 1904 die heilige Priesterweihe empfing.

Im September 1905 war Pater Riedinger bereits in Winnipeg. Ein volles Jahr arbeitete der Verstorbene in unserer dortigen St. Josephsgemeinde. Von Winnipeg ging Pater Riedinger nach Regina und blieb dort bis 1911. Darauf folgte ein Jahr Priesterarbeit in Grayson, Sask. Während dieses Jahres verfaßte Pater Riedinger das bekannte Gebets-und Gesangbuch „Salve Regina". Im Jahre 1912 sandten ihn seine Vorgesetzten wieder nach Winnipeg. Dort übernahm der Verstorbene die Schriftleitung unserer früheren Wochenzeitung „West Kanade".

Grayson schien von ganz besonderer Bedeutung im Leben des Verstorbenen zu sein. Dort verfaßte er das „Salve Regina". Als er 1912, als Pfarrpriester die Graysener Gemeinde übernahm, machte er sich sofort ans Werk, dort ein Mutterhaus der deutschen Ursulinenschwestern zu bauen. Ein Jahr später war das Convent fertig. 1919 wurde Pater Riedinger nach Prelate versetzt. Dort erbaute er das heutige große Ursulinenkloster, das sich inzwischen zum Mutterhaus entwickelt hat.

Im Jahre 1926 wurde Pater Riedinger zum Pfarrer von St. Joseph, Winnepeg, ernannt. Drei Jahre später zog er noch einmal nach Prelate und baute dort das Krankenhaus.

Von 1933 bis 1941 lebte der Verstorbene als Kaplan der Ursulinenschwestern im Prelater Convent. Dort dachte er bis zu seinem Lebensende zu verbleiben. Als zweiundsechzigjähriger mußte er aber noch einmal in die Pfarrarbeit. 1944 übernahm er die kleine Gemeinde zu Primate. Kaum hatte er sich im neugebauten Pfarrhaus von Primate niedegelassen, als er den Befehl erhielt, nach Killaly, Sask., zu übersiedeln, um dort eine neue Kirche zu erbauen.

Noch einmal machte der Verstorbene sich an die Arbeit. Im Laufe von 18 Monaten sammelte er $10,000.00 für den Bau der neuen Kirche. Dann ging er ans Bauen.

Die Kirche und das Pfarrhaus von Killaly sind Pater Riedinger's letzte Werke. Vor Weihnachten erlitt er einen Schlaganfall. Im Krankenhaus zu Melville erholte er sich so weit, daß er noch einmal auf ein paar Tage nach Killaly zurückkehren konnte. Als er sah, daß es nicht mehr weiter gehe, bat er, ihn wieder ins Krankenhaus gehen zu lassen. Dort starb er ziemlich plötzlich am 30. Januar.

Am 3. Februar trugen wir ihn in Battleford zu Grabe. Dort ruht er nun auf dem immer größer werdenden Oblatenfriedhofe. Viele Bauten hat

BETTELSTOLZ

Erzählung von Josef Gangl

Auf der elenden Talstraße überschottert der alte Wegmacher Gidl eine besonders sumpfige Stelle. Dabei redet er zuweilen mit sich selbst.

„Ganz sauber schaut das Stück'l wieder aus," sagt er jetzt und betrachtet sein Werk. „Die Gehenden wird mein' schöne Anricht' auch prächtig ertragen, aber wenn wer drüberführ', so wär's wieder ein G'möst. Es hat niemand durchs Tal zu fahren. Was ein g'höriger Bauer ist, der bleibt mit sein'm Fuhrwerk auf sein'm ei'gnen Grund, und Mühlführen und Holzschlitten tut er im Winter, wo die Straß' eh derart verweht ist, daß man ihr ausweichen muß. Und ein fremdes Fuhrwerk brauchen wir da Gott sei Dank nicht. Das unnötige Landfahren und Herumstinken in der Welt ist durchaus niederträchtig und ich möcht' es den Leuten legen, wenn ich zu befehlen hätt'." Es dauerte nun ein Weilchen, dann sah er einen jungen Mann daherkommen und hinter diesem zwei falbe Ochsen, die einen Truhenwagen zogen.

„So kommt's, wenn man was beschreit," sagte der Gidl zu sich selbst, dann ging er dem jungen Mann entgegen, der nun die Falben an einer großen Wegpfütze stehen und trinken ließ.

„Wohin?" fragte der Gidl den Burschen in einem neugierigen Tone.

Der junge Mann deutete nach dem Wagen und erklärte: „Die Erdäpfel und das Kraut brächt' ich gern an."

„Da bist du irr'gefahren," meinte der Gidl. „In unserem Graben wirst keine Kaufleut' finden. Da ist heuer das Geld rar."

„Ich bin kein Marktfahrer," sagte der Bursche stolz lächelnd. „Ich bin der Wieskaspermirtl vom Krahng'reut."

Jetzt nahmen die Mienen des Wegmachers einen ehrerbietigen Ausdruck an. Er tippte sich an die Stirn und rief: „Dich hätt' ich doch gleich an der Art erkennen sollen! Da seh' ich's jetzt wieder, wie patschert mich schon das Alter macht. Einen so lieben Buben und so schön'schachtige Ochsen kann doch im Waldbezirk niemand haben als der Wieskasper! Und jetzt weiß ich's freilich, daß du deine Fracht verschenken willst. Seit dein Vater Hofbauer ist hat er unsern armen Grabenleuten alljährlich was hergebracht. Und diesmal bist du schon an seiner Staat da. Willst dich beizeiten in der christlichen Barmherzigkeit üben, gelt?"

Der Mirtl schüttelte den Kopf und antwortete aufrichtig: „Nein, ich wär' heut' lieber daheimgeblieben. In unserem Paßwirtshaus sind heut' umziehende Musikanten. Und damit ich mich bei

---



Die Kirche in Killaly

er als Denkmal seiner äußerst tüchtigen Oblatenarbeit zurückgelassen. Pater Riedinger wird nicht so bald vergessen werden können.

Des Verstorbenen Nachfolger in Killaly ist der den Marienbotenlesern wohl bekannte Pater Joseph Schneider, O.M.I.

Am 27. Januar starb auch Pater Johannes Schönwasser, O.M.I. Geboren im Jahre 1878, wurde der Verstorbene 1904 Oblatenpriester. Seine erste Priesterarbeit war in der Negermission in Süd-West-Afrika. Von dort kam Pater Schönwasser 1926 nach Canada. Vor etlichen Jahren zog er sich in den Ruhestand zurück. Er starb in Montreal, wo man ihn auch beerdigte.

Gedenken wir dieser zwei verstorbenen Priester in unseren Gebeten.

denen nicht zu viel meines Lebens freu', hat mich mein Vater mit der Armenfuhr' dahergeschickt. Wenn ich die Ladung los hätt', dann fahret ich gleich heim. Zu etlichen Tanzeln hoff' ich noch zurecht zu kommen. Wo find' ich denn schnell eure hungrigsten Notvögel?"

Der Gidl wies demütig auf sich und sagte: „Da steht einer von denen vor dir. Ein kleinerer Wintervorrat als der meine wird nicht leicht zu finden sein. Einen Metzen gute Erdäpfel hab' ich heuer der Erd' anvertraut und einen Metzen schlechte hat sie mir zurückgegeben. Schier die ganze Fechsung ist mir in diesem nassen Sommer verfault. So lad' mir halt um Gott's willen was ab. Heimbringen tu ich mir das nachher schon selber."

„Du kannst mein' ganze Ladung haben, wenn du sie willst," sagte der Mirtl.

„Wenn ich so viel annähm', wär' ich ein schlechter Kerl," entgegnete der Wegmacher. Aber ich sag dir's, wie du deinen Wagen am schnellsten und am besten leerkriegen kannst. Schau, da drüben an dem Feldweg stehen zwei Hütten. Dort hausen zwei arme Witwen, die Garwenderin und die Bimerin. Denen hat der heurige Sommer spottwenig beschert. Und die zwei gehören zu denen, die zum Klagen und zum Bitten zu stolz sind. So tust du ein besonders gutes Werk, kommst früher heim, als wenn du bis ins Grabendörfel hinabfährst, und zeräderst mir mein frisch hergerich'ts Wegstückl nicht. Sollten sich die zwei in ihrem Stolz so stellen, als ob sie die Gab' nicht nötig hätten, so wirf's ihnen hin und fahr' heim. Sie werden sich hernach gern ans Aufklauben machen und werden dir im stillen dankbar sein.



Die Mädchen von Tramping Lake in Erwartung der Statue Unserer Lieben Frau von Cap.

„Dein Rat wird befolgt," sagte der Mirtl. Er lud von der Fuhre dem Alten so viel ab, als dieser gern annahm, dann lenkte er das Gefährte von der Straße auf den schmalen, tiefschrundigen Feldweg. Bei den zwei Hütten hielten die Falben an. Die armseligen Bauwerke standen zwischen dem Weg und einem schütteren Birkenwäldchen nahe beieinander. An der anderen Wegseite lagen die naßländigen Felder der zwei Witwen. Die bucklige Garwenderin und ihr schöner Sohn, der Jürgel, mähten grade ein Wiesenfleckchen. Die Grashalme waren hier freilich kaum länger als die Bartstoppeln eines Bauers am Samstag. Aber der Jürgel hatte die Sensen so gut gedengelt, daß sie wie die Badermesser schnitten und den kurzen Rasen an seinen Wurzeln wegputzten. Die Bimerin und ihre mollige Tochter, die Kuni, gruben nun Erdäpfelrainchen um, in denen sie nur selten eine ganz gesunde Frucht fanden. Zwischen dem Wieslein und dem Erdäpfelacker war nur ein schmaler Rain. Ein Weilchen früher, als die vier Menschen den Mirtl gewahrten, schielte die Garwenderin nach den Nachbarsleuten hinüber, und weil die beiden gerade zu Boden blickten, zettelte sie schnell einiges Grün über einen Maulwurfshaufen, so daß dieser wie ein Grashäufchen aussah. Dann sagte sie zu ihrem Sohne so laut, daß es die Bauernweiber verstehen mußten: „Da schau her, stellenweis' ist halt doch ein schönes Bisserl da."

Gleich darauf schleppten die Bimerin und ihre Tochter einen Erdäpfelkorb, den sie heimlich mit Erdklumpen gefüllt hatten, zu einem Sacke, in welchem sie schon



Die Statue Unserer Lieben Frau von Cap wird in die St. Michaelskirche von Tramping Lake getragen. Pater Schweers, O.M.J. schreitet betend nebenher. Die Begrüßungspforte sagt: „Allen ein herzliches Willkommen." Allen, der lieben Gottesmutter und jedem Beter. Dieser Gruß kommt von einem Priester, der vor Jahrzehnten in unsere weite Prairie kam, um den dort ansäßigen Deutschen zu helfen. Dankend sieht er heute seiner Opfer Werk. Kinder und Kindeskinder hat er getauft und getraut, hat ihnen Kirchen gebaut und christliche Schulung gegeben. Unsere Liebe Frau von Cap wird unseren Pionierpater Th. Schweers, O.M.J. ganz gewiß mit besonderem Segen beschenkt haben.

---

vorhin Erde schütteten. Während sie nun den Sack anfüllten und zubanden, rief die Bimerin in einem jubelnden Tone: „Einen hätten wir ja schon!"

So wie jetzt täuschten die zwei Nachbarsleute einander oft. Und sie hatten es damit so weit gebracht, daß sie sich gegenseitig wirklich nicht für so arm hielten, als sie waren. Sie taten lediglich ihres Stolzes wegen so. Es bestand dabei keine Feindschaft zwischen ihnen. Der Jürgel und die Kuni hatten einander heimlich sehr lieb. Aber sie verhehlten diese Liebe, damit sie nicht auch ihre Armut zeigen mußten.

Der Mirtl schrie nun diese vier an: „Laßt's die Elendstiererei bleiben und helft's mir abladen. Glurrt mich nicht erst eine Weil' an! Ich bin der Wieskaspermirtl und komm euch beteilen!"

Die Bimerin und ihre Tochter antworteten darauf nichts und die Garwenderin rief: „Wir pfeifen dir auf die Bescherung! Im Dörfel drin sind die Betteleut'! Ins Dörfel fahr'!"

„Tut nicht so groß!" rief der Mirtl. „Ich weiß es schon, daß ich da bei den Richtigen bin. Wollt ihr mir abladen helfen oder nicht?"

Darauf bekam er keine Antwort mehr und die Nachbarsleute zeigten es einander mit Gebärden an, daß sie ihn für nicht recht gescheit hielten. Mirtl lenkte nun seine Ladung derart auf den Rain, daß sie schief zu stehen kam, dann warf er sie um. Die vier hatten seit Jahren nicht so viel Kraut und Erdäpfel auf ihrem Felde gesehen als wie jetzt. Den leeren Wagen stellte Mirtl auf, dann fuhr er nach Hause.

Wenn sich die Armen nicht voreinander geschämt hätten, so wären sie nun gleich hingelaufen und hätten die schönen Feldfrüchte genau besehen. Sie lechzten förmlich nach diesem schönen Geschenk und blickten es doch verächtlich an.

„Was tun wir jetzt?" fragte die Garwenderin die Nachbarsweiber.

„Von uns aus kan der Haufen liegen bleiben und verfaulen," antwortete die Bimerin. „Wir brauchen nichts davon und nehmen nichts davon."

Die Garwenderin schüttelte den Kopf. „Ich leid' den Haufen nicht auf meinem Grund," sagte sie. „Sobald ich in den Marktflecken komm, geh' ich zum Gericht und laß dem Wieskasper anbefehlen, daß er mir den Rain säubert. Und überdies verklag' ich den Buben, weil er mich für ein Bettelweib hergestellt hat."

„Gut, so verklag' ich ihn auch," sagte die andere.

Eine Weile hernach flüsterte sie zu ihrer Tochter: „Es ist ein rechtes Unglück, daß man sich so viel verstellen muß. Da guck nur hin: so gelb und fein wie die Pfaueier liegen die Erdäpfel dort. Die unserigen sind der wahre Saufraß

dagegen. Und z'wegen dem Garwenderischen Stolz darf man sich nicht einmal ein Körbl voll von dieser Köstlichkeit nehmen. Diese Nachbarsleut' könnten einen g'wiß wegen keiner guten Eigenschaft mehr recht achten, wenn man ihnen nur einmal seine Bedürftigkeit anmerken ließ'. Sie sehen ja keinen Menschen anders als durch ihre Hoffartsbrillen an. Könnt' die Alte nicht sagen: „Schau, Nachbarin, sei'n wir g'scheit und teilen wir uns das Häufel ehrlich auf." Nein! Daran denkt sie in ihrem Hochmutskoller gar nicht. Und wenn ich das zu ihr sage, da ließ sie mich mein Lebtag nimmer als ihres gleichen gelten. Und der Bub ist um keinen Pfifferling vernünftiger als sie, sonst tät er jetzt an ihrer Statt dasMaul zum Rechten auf. Es ist traurig, daß du g'rad' den so gern hast und da trotz aller Müh' kein Zusammenkommen möglich istSag', wie stellt er sich denn letzterzeit, wenn ihr irgendwo zusammentrefft?"

Kuni seufzte tief. Dann gestand sie der Mutter ganz wahrheitsgemäß: „Mit unsern Worten sind wir halt schon so höflich gegeneinander, wie das ehrliche Nachbarskinder niemals werden sollten. Und mit den Augen gibt er es mir zu verstehen, daß er mir seine Lieb' aus Gründen nicht eingestehen kann, von denen er niemals reden möcht'."

„Diese erbärmlichen Gründ', die er so fein verheimlichen möcht', kennst du ja," sagte die Bimerin. „Er will halt eine besonders Reiche ergattern."

Kuni nickte.

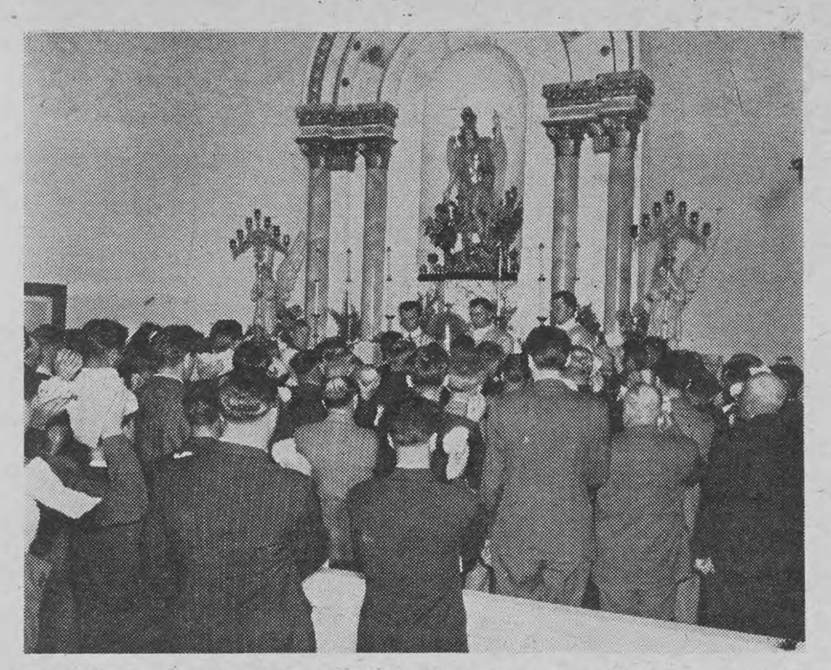
„Und du?" forschte die Mutter. „Was gibst du ihm mit deinen Augen zu wissen?"

Kuni zuckte die Achseln und entgegnete: „Ich weiß es nicht, ob er zu meinem Schauen das versteht, was ich ihm zu erkennen geben möcht'. Ich möcht' ihm sagen: „„Mich könnt'st du ebenfalls aus Ursachen, die ich dir nicht offenbaren kann, niemals haben." Meine Ursachen errat't er freilich nicht. Er wird vielleicht auch meinen, daß ich so wie er aus Geiz und Hochmut auf meine Lieb' verzichten will. Ich müßt ihn, wenn er um mich anhalten tät, wahrlich nur deshalb abweisen, damit es nicht aufkommt, daß wir so arm sind und daß wir uns so reich gestellt haben. Er könnt' uns auch gewiß nimmer achten, wenn er erführ', wie wir geschwindelt haben. Und darum können uns er und ich niemals kriegen. Es ist traurig, daß ich mich dreinfinden muß." Sie weinte fast. Und die Mutter weinte mit ihr.

Die Garwenderin und ihr Sohn hatten unterdessen lärmvoll ihre Sensen gewetzt und dabei auch miteinander gesprochen.



Unsere Liebe Frau von Cap in Tramping Lake, Sask. Der hochw. Pater Th. Schweers, O.M.J., Gründer der St. Josephskolonie, weiht seine St. Michael-Gemeinde Unserer Lieben Frau.



Die Männer von Tramping Lake opfern der Gottesmutter in symbolischer Handlung ihr tägliches Brot zusammen mit all' den Mühen und Sorgen, die mit dem Kampf ums tägliche Brot verbunden sind. Im Hintergrund der neue, schöne Altar, den Pater Schweers, O.M.J. seiner Gemeinde vonTramping Lake erbauen ließ.

„Willst du den Mirtl wirklich klagen?" fragte Jürgerl lächelnd die Mutter.

„Frag' nicht so dumm," antwortete die Alte. „Weißt es ja doch, daß man bei der hochnasigen Nachbarin gleich allen Wert verlör', wenn man sich vor ihr nicht allweil großmächtig bläh'n und patzen tät. Verdrießen tut mich diese Augenblenderei g'rad' genug."

„Mich auch," sagte Jürgerl seufzend. „Aber wir müssen sie weiterführen. Den zweien ihr narrischer Stolz erlaubt uns kein Geringertun. Und weil vor ihnen die armselige G'fretthaftigkeit unserer Wirtschaft verborgen bleiben muß, so kann ich halt das Dirndl nicht haben. Himmelschreiend ist es freilich, daß man sich derart um sein Glück bringen lassen muß."

Er fing ingrimmig zu mähen an. Der Alten tat es sehr leid um ihn. Sie sah verstohlen nach der Nachbarin hinüber und murmelte dabei: „Ihr steifkrageten Gänsʼ. Es wird schon noch eine Zeit kommen, wo ihr die Schnäbel niedriger tragen werdet."

Sie mußte dann tagsüber fast immerfort an die schönen Erdäpfel und Krautköpfe denken. Als sie am Abend mit dem Jürgerl im Stübchen saß, faßte sie einen Entschluß.

„Bis es ganz finster ist, dann gehen wirhin und nehmen uns von den schönen Sachen einen Sack voll," sagte sie. „Die Bimerin wird es morgen dem Haufen nicht anerkennen, daß er kleiner geworden ist. Und wenn sie ihm's ankennt, so wird sie meinen, daß ihn die armen Dorfleut' kleiner gemacht haben. Auf uns wird sie gewiß keinen Verdacht werfen."

Jürgerl nickte. „Es freut mich, daß dir das einfällt." sagte er. „Wenn du nicht auf den Gedanken gekommen wärst, so hätt' ich dich jetzt darauf gebracht."

Eine Stunde danach schlichen sie zu der Gabe des Wieskaspermirtl hin. Sie trugen ihren größten Hafersack mit. Die Nacht war zu ihrem Vorhaben finster genug. In gieriger Eile fielen sie über den Haufen her, dann sahen sie, daß am anderen Ende die Bimerin und die Kuni beschäftigt waren.

Ein Weilchen war nun die Überraschung der vier Menschen so groß, daß sie sich wirklich nicht regen konnten. Dann begann der Jürgerl hellauf zu lachen und Kuni stimmte mit ein.

Sie lachten gar nicht gezwungen, denn sie wußten ja, daß nun zwischen ihnen des bisherigen Geheimtuns ein Ende war. Während dieses Gelächters kam die Gerwenderin zu der Überzeugung, daß hier ein Lügen vergeblich und ein Wahrreden überflüssig sei,

Sie kehrte sich um und ging nach Hause. Die Bimerin tat ebenso.

Und die zwei jungen Leute gestanden nun einander zuerst die Armut und dann die Liebe.

„Was dem Pöbel gefällt, ekelt den Mann."

*

„Verliere niemals den Ueberblick und lasse dich niemals von den Erregungen des Augenblicks fortschwemmen."

Erinnerungen aus dem Hl. Jahr

von Hieronymus Peregrinus

Unter dem Namen „Hieronymus Peregrinus" verbirgt sich ein den Marienbotenlesern wohlbekannter Schriftsteller. Er verspricht uns hier, von seiner Reise Kanada-Europa zu erzählen, die er während des Heiligen Jahres 1950 unternahm. Die Leser werden seinen Berichten mit größtem Interesse folgen. Wer in der Welt herumreist, kann nicht nur viel erzählen, sondern auch viel lernen. Was Hieronymus Peregrinus während seiner Reise gelernt, wird er uns nun zu unserer Belehrung mitteilen. Der Marienbote freut sich, diese Artikelserie an seine Leser weitergeben zu können. — Die Red.

Die Seereise.

Ich hatte den Atlantic schon mehrere Male überquert. Jedesmal hatte ich nördliche Fahrrinne durch die Region der Eisberge gewählt. Diesmal wollte ich es weiter südlich versuchen.

War es doch Mitte Januar, der mit seiner Kälte und seinen Stürmen den Reisenden manch empfindliche Sorge bereitet. Außerdem hatte ich mir wieder einmal durch die Sibirische Kälte der Prairie eine Venenentzündung im rechten Bein zugezogen. Da hieß es vorsichtig sein; denn mit so etwas läßt sich nicht spaßen. Und endlich war's ja Jubiläumsjahr, das nicht grade jeden Vollmond wiederkehrt. Warum denn nicht gleich den sonnigen Süden Italiens besuchen, Rom und dem Hl. Vater den Jubelgruß entbieten und dann nach der Nordischen Heimat weiterfahren! Also frisch darauf los! Vom Wilden Westen überWinnipeg nach Toronto und dann das Schiff genommen von New York über Gibraltar nach Neapel.

Ich täuschte mich in meinen Berechnungen nicht. Der Nordatlantic benahm sich in jenen Tagen nach zuverlässigen Meldungen fürchterlich. Haushohe Wellen spielten mit den größten Dampfern wie mit Walnußschalen, und eine Anzahl von Passagieren soll in dem Aufruhr Beine und Rippen zerbrochen haben.

Unsere Überfahrt verlief recht zufriedenstellend. Es gab natürlich hier und da bewegte See. Das erste Mal, als wir in den Goldstrom hineindampften. Das Boot schaukelte bedenklich und bald wurde man sich klar, daß man am besten auf der Pritsche liegen bleiben und das Frühstück der Companie überlassen würde. Ein zweites Mal traf es uns im Mittelmeer, in der Nähe von Sardinien. Rauhe Winde vom Französischen Jura und den Schweizer Alpen spielten uns den Streich. Das Schiff erlitt einige harte Stöße; aber zu einem Toben der Meeresfluten kam es nicht. Zu Mittag erschienen nur wenige Essenslustige am Tisch und aßen nur wenig und vorsichtig. Einmal klirrten die Messer und Gabeln auf den Boden hinab und beim Hinausgehen fühlte man sich wie auf Glatteis. Die Luft war meist recht kühl; aber die meiste Zeit konnte man auf Deck spazieren gehen. Und das tat man gerne. Denn schließlich reiste man Touristen-Klasse und die sieht mit ihren Aufenthaltsräumen zum Schlafen und Spielen nicht all zu verlockend aus. Preise auf unserm Dampfer für die Cabinen, von den einfachsten bis zu den besten, schwankten zwischen $200 und $1040. Einmal da wir uns schon dem Ende der Reise näherten, trieben wir sogar in ein mehrstündiges Gewitter hinein. Die Donner grollten und die Blitze fuhren in unserer nächsten Nähe in die nassen Tiefen, so daß einem der eigenartige Ozonengeruch von der Entladung in die Nasenflügel drang.

Die Cabinen derselben Preislage waren überhaupt, wie ich merkte, sehr unterschiedlich verteilt. Und wie mir schien, zogen dabei grade die Schwarzröcke bei weitem nicht immer das beste Los. Ob man es da mit kommunistischen Beeinflussungen der Schiffsmannschaften zu tun hatte? Ich weiß es nicht. Aber die Beobachtung drängte sich mir schon bei der Hinreise auf. Mitten in den Schiffsrumpf hatte man mich verbannt, ganz hinein ins Geräusch des Hauptverkehrsganges. Die Ventilation schaffte nicht. Dabei hatte ich zu Gunsten meines Herzmuskels auf guter Lüftung

bestanden schon als Bedingung für die Annahme des Reisevertrages. Nach der Landung in Neapel betonte ich das im Haupt-Office der Schiffsgesellschaft, und ich wurde für die Rückfahrt des weitesten Entgegenkommens versichert. Da diese mitten im Sommer statthaben sollte, verlangte ich eine Cabine am Schiffsrand mit einem Fenster zur Lüftung und freier Aussicht auf die See.

Mein Urlaub ging vorbei und Mitte Juni hieß es sich wieder einschiffen nach Amerika. Es war ein anderer Dampfer, schöner als der erste. Aber was mußte ich wieder erleben? Das runde Fensterlein in meinem Raum an der Schiffsflanke fand ich mit einem gußeisernen Deckel verkappt, den man selbst bei stiller See nicht öffnen konnte. Ich fand auch, daß man zwei jungen Jesuitenpriestern von Sicilien das elendeste Loch zugewiesen hatte, das man sich denken konnte. Ich entschloß mich zu feierlicher Beschwerde beim verantwortlichen Aufsichtsbeamten. Er suchte sich heraus zu reden. Ich gab nicht nach. Legte ihm den Brief vom Headoffice in Neapel vor, worin man mir meine Forderungen schriftlich zugebilligt hatte. Ein Versprechen, sagte ich, verpflichtet; wenn man es nicht zu halten gewillt war, warum hat man es gemacht? Das entwaffnete ihn. In fünf Minuten schon schleppte mir ein Bediensteter mein Handgepäck in eine helles sonniges Stübchen hinein, das zwei schöne Fenster auf, wies mit 2 mal 2 Betten übereinander gebaut. Zwei davon waren von blutjungen Burschen belegt, die nicht mehr und nicht weniger bezahlt hatten als ich und auf einem kurzen Ausflug nach New York begriffen waren. Nach einer halben Stunde wechselte man mich in einen noch besseren Raum hinüber. Diesmal war ich ganz allein; erst in Gibraltar stieg ein Spanisch-Amerikaner aus Massachussets hinzu, der sich gar bald als feinster Reisegenosse entpuppte.



Tramping Lake Buben geben der Gnadenstatue das Ehrengeleit.

Der Küchenzettel auf beiden Dampfern war auf die italienische Majorität der Reisenden abgestimmt. Die Mahlzeiten waren gut; bestanden zum großen Teil aus frischem Obst und Maccaroni, wie es sich für Italiener versteht. Butter und Milch bekamen wir nicht zu sehen. Alles andere aber war reichlich, mit Ausnahme des Abschiedstrunkes, der beim letzten Mahl verabreicht wurde. „Champagner" hieß es auf der Speisekarte. Alles freute sich ob dieser großartigen Ankündigung. Der große Augenblick kam; was war es? Ein Bierglas voll Schaum und ein Fingerhut voll Flüssigkeit. In der 1. Klasse wird's wohl umgekehrt gewesen sein! Was uns in der 3. Klasse begegnete, hätte man sich ja wohl an den Fingern ausrechnen können. Denn wo's keine Butter gibt und keine Seife, da gibt's auch keinen Schaumwein.

Alban Stolz vergleicht das Meer irgendwo in seinen Schriften einer gewaltigen Orgel, die dem Schöpfer ununterbrochen rauschendes Lob darbringt. Dem kann ich mit meiner undichterischen Veranlagung nicht zustimmen. Mir erscheint die See vielmehr als eine poesielose Wasserwüste auf der Oberfläche und eine beängstigende Sphinx (Rätsel) in ihren unerforschten Tiefen. Was mir malerisch und wahrhaft eindrucksvoll vorkommt, das sind die einzigartigen Schönheiten, die sich fast regelmäßig dort ergeben, wo Wasser und Land zusammenstoßen. Da kann man stehen stundenlang, und bald vorwärts, bald rückwärts schauend, dieses eigenartige Erlebnis auf sich einwirken lassen.

So sind wir um die Mittags-

Wenige wissen, daß wahre Kindernatur heilig ist. Wer wirklich Kind ist, der ist Gottes Kind. Die Welt kann nur verstehen, wer kindlich gesinnt ist. Wer es nicht ist, verfängt sich in tausend Widersprüche. Jeder Widerspruch aber führt zur Finsternis wie jede Harmonie zum Licht. Kindliche Gefühle sind gerade die Gefühle die heute die Welt verachtet und verhöhnt. Manche lehren sie theoretisch, üben sie aber nicht praktisch. Ich weiß ein gutes Mittel, um Kindheit zu erlangen: die Leute, die einen unkindlichen, greisenhaften, hochmütigen Geist haben, müssen sich ganz besonders zur Mutter Gottes halten; denn Kind ist und wird man, indem man zu seiner Mutter hält. Und sie müssen sich ganz besonders zum Jesuskind halten. Denn Kind ist und wird man, wenn man zum göttlichen Kinde hält. Sie müssen außerdem mit menschlichen Kindern und kindlichen Menschen verkehren. Dann nehmen sie von selbst deren Natur an.

Julius Langbehn

---

zeit aus dem New Yorker Hafen hinaus gesegelt. Alles eilte hinauf, um zu sehen wie der 35,000-Tonner mit Hilfe von Schleppbooten sich langsam aus seiner Haft loslöste, um allmählich mit der Gewalt der eigenen Maschinen im offenen Meer das Weite zu suchen. Doch das war nicht das Einzige, das die Neugierde gefangen hielt. Drunten am Ufer waren viele Abschied-winkende Arme zu sehen, und hinter diesen das herrliche Stadtbild, mit seinen Türmen und Wolkenkratzern langsam dem Gesichtskreis entschwindet.

Am siebten Tag segelten wir langsam zwischen den Azorischen Inseln hindurch. 900 Meilen von ihrem Mutterland Portugal entfernt, halten sie ihre Bevölkerung in stiller Nachdenklichkeit fern dem Hasten und Treiben der Welt.

Am neunten Tag näherten wir uns dem Europäischen Continent. In dem Fall war die Freude des Erlebens besonders groß. Es rieselte einem so etwas wie ein belebender Strom des Sicherheitsgefühls durch die Glieder. Denn auf dem Festland ist der Durchschnittsmensch so richtig daheim; dort ist er in seinem Element.

In der Abenddämmerung segelten wir in die Meerenge zwischen Afrika und Portugal hinein. Bald wurde es dunkel; nur wenige Sterne blinzelten durch enge Wolkenrisse. Vom Rande des Schwarzen Erdteiles winkten einige Dörfer und Städte wie hellerleuchtete Nebelflecken zu uns herüber. Vor Portugal's Südgrenze blitzten alle paar Minuten liebliche Scheinwerfer durch die Finsternis. Sie erinnerten mich lebhaft an Unsere Liebe Frau von Fatima und ihre Rettungsbotschaft an die Welt. Die 5 Erdteile weltanschaulich, politisch, wirtschaflich in die Nacht und den Nebel der Hilflosigkeit eingehüllt. Wie wird die Zukunft sein? Ein jeder stellt sich diese Frage. Was können wir von den führenden Politikern erwarten? Sie sehen sich übermenschlichen Aufgaben gegenüber. Also gar kein Hoffnungsstrahl? Ein einziger, vom Himmel her! Es ist Fatima mit seiner Rosenkranzbotschaft. Vielleicht wird's noch einmal hell für die Menschheit, so wie es für uns licht wurde, als wir dem Felsenkegel von Gibraltar uns näherten. Im Schein der 1,000 Glühlampen der umliegenden Stadt und ihrer Strandpromenaden hob er sich trotzig und kraftvoll aus dem Wasser ab. Es wurden einige Automobile ausgeladen; nach dieser kurzen Unterbrechung waren wir dann frei für die letzten tausend Meilen.

Was kann öder und trostloser sein als die spanische Felsenküste! Schier endlos zieht sie sich dahin. Und doch hinter diesen Wällen lebt ein königliches Geschlecht, dessen Vorfahren, wie die Große Teresia und Johannes vom Kreuz, den Himmel stürmten, während England sich sein irdisches Kolonialreich mit List und Tücke zusammen schweißte, und zu gleicher Zeit seinen Glauben und die Verbindung mit dem Felsen Petri verlor. Wer von den beiden hat den besseren Teil erwählt? Für Christen kann es darauf keine Antwort geben.

Elf Tage nach unsrer Ausfahrt von New York langten wir am Ziele an. Kühl und feucht winkte uns Neapel wie eine Perle aus seinem landwirtschaftlichen Rahmen entgegen. Es war nicht so warm wie wir erwartet hatten; selbst der Vesuv hatte eine Schneekappe auf.

Ein Ding ist mir auf der ganzen Reise ein wahrer und großer Trost gewesen; das ist mein Westkanadischer Wintermantel.

Mit größter Sebstverständlichkeit warf ich mir ihn um die Schultern, als ich zwei Tage nach Weihnachten von der Prairie Abschied nahm; in Schnee und Kälte lag sie erstarrt. Auch noch in Toronto freute ich mich seiner, obwohl dort Ende Dezember kein Schnee und Eis mehr zu sehen

war. Als es aber im Schnellzug den Hudson-River entlang nach New York zuging, wäre ich seiner fast überdrüssig geworden. An der Atlantischen Küste hatte gerade nach einer bissigen Kälteperiode das schönste Frühlingwetter eingesetzt. Man sah es den Großstadtmenschen an, wie wohl sie sich fühlten, und ich lief wie ein Eskimo in Pelzkappe und schwerem Überzieher umher. Sie zogen die Blicke der Leute auf mich auf der Straße und Untergrundbahn. Hätte sie am liebsten abgeschoben nach Eaton's, woher ich sie bekommen hatte. Wie gut, daß ich der Versuchung nicht erlag! Denn es kamen feuchte Tage. Es kam die 1½ wöchentliche Überfahrt auf dem Ozean. Es kamen anhaltende Besichtigungen in Neapel und Rom von ungeheizten Kirchen und Kunsthallen. In der Don Bosco-Stadt Turin fand ich die boystown Jugend am Schneeschaufeln. In den hohen Zimmern der Patres war eine Heizung nicht einmal vorgesehen. Lyons und Paris traf ich in winterlicher Frische. In Ars war ein Feuer an im Keller der Basilika des Hl. Curé „Johannes Vianney"; ich merkte es aber erst, als ich zufällig beim Umherwandern im Gotteshaus über den Wärmeschacht spazierte. Die Zeit, die von Hochamt und Predigt beansprucht wurden, brachten einem wahre Eisbeine. In Belgien und der Rheinischen Heimat lagen die Witterungsverhältnisse anders. Kein Schnee und Frost! Aber um so mehr unliebsame Nässe. Und das Tag für Tag bis in den April hinein. Und die Kirchen waren nie geheizt. Schlimmer noch als in den Gotteshäusern fühlte man sich auf der Eisenbahn. Bei Kriegsschluß hatte Deutschland Tausende von Personenwagen eingebüßt. Sie blieben in den Ländern stecken, die Hitler in unersättlicher Eroberungsgier an sich gerissen hatte. Dazu waren ungezählte Wagen von Bomben zerschmettert worden. Die Folge war, daß man für den Verkehr auf ganz alte Wagen zurückgreifen mußte, die vor Jahren ausgeschieden und auf tote Geleise abgeschoben worden waren. Die meisten davon waren in erbärmlichem Zustand, manche nur mit Stalllaternen belichtet. In vielen waren die Fensterscheiben zertrümmert oder, wenn diese unversehrt geblieben, hielt der Fensterrahmen sie nicht in Stellung. Die Fenster öffneten sich immer wieder von selber, und so kauerten die Reisenden hilflos auf den rauhen Holzbänken, während von allen Seiten kaltfeuchte Luftströme über sie hinwegfegten.

Wie wurde mir da mein Mantel wieder zum vielgeliebten Freund! Wie herzerwärmend, wenn man sich in den klimatischen Wirren immer wieder den Pelzmantel umwerfen konnte! Wenn man sich ihn in ungeheizten Zimmern über's Bett breiten oder des Nachts im kalten Zug über den Kopf ziehen konnte! Wenn man bei Erkältung und Grippe seine fiebernden Glieder wie in Wolle in ihn einhüllen konnte! Wenn man sich mit ihm das empfindliche Knochengerüst gegen naßkalte Luftströmungen insulieren konnte! Ja, du treuer „Westerner", du hast mir auf der langen Reise unschätzbare Dienste erwiesen und ich werde deiner stets dankbar gedenken.

(Fortsetzung folgt)

Vorzüglicher Rat

Dem reichen Schneider Nadelwert konnte man eigentlich nichts Schlechtes nachsagen. Trotzdem fand es der Seelsorger des Marktfleckens für geraten, ihn an seine Osterbeichte zu erinnern; denn wiewohl Meister Nadelwert keiner der Jüngsten mehr war, ließ er doch Jahr um Jahr verstreichen, ohne seiner Christenpflicht nachzukommen.

„Lieber Meister", sagte daher eines Tages der Pfarrer ganz ernsthaft, „Sie müssen doch einen Grund haben, daß Sie Ihre Beichte von Jahr zu Jahr verschieben!"

„Gewiß habe ich den", erwiderte der Schneider stolz, „denn ich finde es doch lächerlich, wenn ich mich da in den Beichtstuhl knien und bei meinem stadtbekannten Reichtum gleich mit einer Lüge beginnen soll . . ."

„Wieso denn mit einer Lüge?" wunderte sich der Priester nicht wenig.

„Freilich mit einer Lüge", beharrte der Schneider frech, „oder wäre es vielleicht nicht gelogen, wenn ich mein Bekenntnis mit den Worten beginnen würde: Ich armer sündiger Mensch."

Der Pfarrer konnte sich eines kleinen Schmunzelns nicht erwehren, dann meinte er befreit: „Wenn's weiter nichts ist, kann ich Ihnen wohl helfen, lieber Meister, da sagen Sie eben ganz einfach zurEinleitung: „Ich reicher stolzer Schneider, bekenne vor Gott und so weiter . . ." M.Sch.

Marialeben

von J. B. Hirscher



Maria in der Leidenswoche ihres göttlichen Sohnes

Als der Sohn am Ölberg mit der Todesangst kämpfte und der Schweiß in blutigen Tropfen von seinem Angesichte rann, sandte der Vater einen Engel vom Himmel, der ihn stärkte. Glauben wir nun, daß der Sohn, wenn die heilige Mutter in tiefster Bangigkeit um ihn litt, ja der höchste aller Mutterschmerzen ihr zu leiden bevorstand, daß er sie nicht gestärkt habe? Wiederholt hatte er seinen Jüngern, um sie vorzubereiten, gesagt, Christus müsse mißhandelt und getötet werden; aber am dritten Tage werde er wieder auferstehen. Sollte er dasselbe nicht auch seiner Mutter gesagt haben? Gewiß offenbarte er auch seiner treuen Mutter beizeiten den Ausgang, durch den er vollenden müsse, und die Verherrlichung, mit welcher der Vater ihn hierauf verherrlichen werde. Die Jünger faßten es nicht. Ob auch die heilige Mutter es nicht faßte? Gewiß, ob es gleich ihre Seele durchschnitt, glaubte sie das Wort, — und von der Stund an haftete es wie ein Stachel in ihrer Seele.

Wir werden schwerlich irren, wenn wir annehmen, ihr göttlicher Sohn sei, als er dem Tode wirklich entgegenging, mit den Worten zu der Gebeugten getreten: Teure Mutter! Nun ist die Stunde da. Von dem Vater bin ich ausgegangen und in die Welt gekommen; ich verlasse die Welt wieder und gehe zum Vater. Dein Herz verzage nicht; glaube an Gott und glaube an mich! Ich gehe zum Tode, aber der Tod hat nicht Macht, mich zu behalten: ich komme wieder zu dir. Fasse Mut! Ich habe die Welt überwunden. Mein Reich ist dennoch ewig.

Als er ging und als sie ihn gehen sah, da wollte ihr das Herz zerspringen. Und kam er auch seiner Zusage gemäß wieder, und konnte er auch vom Tode nicht gehalten werden, ja, tat er nur, was ihm der Vater aufgetragen, so war der Gang des Heißgeliebten zum Tode nichtsdestoweniger etwas Seele und Mut der Mutter Zerdrückendes. Wenn der Sohn selbst, trotzdem daß er seine Auferstehung und ewige Verherrlichung wußte, doch am Ölberg eine Bangigkeit bis zum Tode empfand, warum sollte es das Herz der heiligen Mutter nicht bis zum Todesschmerz zusammengepreßt haben, als sie den Sohn hingehen sah, mit diesem Ausgange zu enden?

Was die heilige Mutter weiter getan bei der Gefangennehmung des Sohnes, bei seinen Verhören, bei seiner Verurteilung, bei seinen schweren Mißhandlungen, bei seiner Geißelung, Krönung und Kreuztragung, das wissen wir nicht; oder vielmehr, wir wissen es wohl: ihr Leben während der beiden Leidenstage ihres göttlichen Sohnes war das Mitleiden seines ganzen Leidens. Kein Apostel, kein geliebter Jünger litt um ihn wie die Mutter; denn sie alle hatten wohl das Herz seiner Verehrer und Schüler, aber nicht das Herz der Mutter, und nicht das Herz dieser großen, hohen, tiefen und unendlich zart empfindenden Mutter. Was während der Nacht nach der Gefangennehmung mit ihrem Sohne vorging, wußte sie wahrscheinlich nicht, aber eben dieses Nichtwissen war eine schwere Qual. Daß es doch endlich Tag werde! Aber nein, du liebende

Der verlorene Sohn

Er steht am Tore vor dem Hof,
gekrümmt, zerlumpt, voll ekler Wunden
und bricht mit Schluchzen jäh ins Knie:
„O Vater ... Hetz mich mit den Hunden!
Vor Jahresfrist ging ich von dir,
zertrat mit Lachen deine Segen.
Im Beutel läutete dein Geld ...
So wollt ich frech dem Glück entgegen.
Doch sieh! Der süße Wein vertropft,
Die Geige springt ... die Saiten gellen.
Ein Becher rollt ... Wie stumm die Nacht
wenn klingeln nur des Narren Schellen!
Und auf die nackte Schulter legt
das Unheil seine harten Hände ...
Da stirbt das Glück — Ein Bettler steht
erfröstelnd an des Weges Wende.
Nun, Vater, komm — und weis' mich weg,
Den räud'gen Hund von deiner Schwelle!"
— Ein Riegel klirrt und Schritte nah'n ...
Auf springt das Tor zu lichter Helle.
Ein tiefer Schrei — — und silbern Haar
kann licht auf dunklen Locken liegen.
„O Vater!" — „Kind" — Und junges Blut
darf sich in starke Arme schmiegen.

Mina Wörner

Mutter, verlange nicht nach dem Tag, nach dem bittersten, den je eine Mutter erlebt. Verhülle dein Angesicht, daß du die schwere Not deines Kindes nicht sehest! Doch du verhüllest dein Angesicht nicht, sondern du erhebst dich, sie mit Augen zu schauen. Maria macht sich auf, den Todesgang mit dem Sohne zugehen. Sie sucht ihn auf und findet ihn, als ihn Pilatus dem Volke vorführt und dessen Mitleid anspricht mit dem Worte Ecce, homo! Er war zergeißelt, sein Angesicht von den nächtlichen Mißhandlungen entstellt, mit Blut befleckt, die Dornenkrone auf dem Haupt und der rote Soldatenmantel um seine Schultern. Den du, o Mutter, von dem Heiligen Geist empfangen, den du als holdseliges Knäblein im Tempel gefunden, den du in seinen Worten voll Weisheit, in seinen Taten voll Macht und Liebe bewundert hast, — den Erben des Thrones seines Ahnherrn David, welcher auf dessen Throne sitzen soll ewig —, ihn findest du den Heiden überliefert, blutbefleckt, verspottet, fast zur Unkenntlichkeit entstellt und dem Erbarmen seines Volkes empfohlen! Aber nicht genug. So wenig war in der Brust dieser Heuchler, dieser Schriftgelehrten und Pharisäer ein Funken von Erbarmen, daß sie dem Landfleger, der den Zergeißelten und Blutbefleckten dem Volke zur Bemitleidung vorführt, mit wildem Zorne entgegenschreien: „Ans Kreuz mit ihm, ans Kreuz! Noch schmerzhafter als der martervolle Anblick des geliebten Sohnes war der heiligen Mutter dieses fanatisch blutdürstige Schreien der Menge. O mein Volk! seufzte sie, ist dies der Lohn für ein Leben voll Wohltun? Mein Volk, was hat er dir getan?

Umsonst. Der Ungestüm des Volkes dringt durch; und der eingeschüchterte Landfleger übergibt Jesum zur Kreuzigung. Doch war es dem Herzen der Mutter wie ein Trunk Wassers im höchsten Fieberdurst, als Pilatus zuGericht sitzend vor allem Volke die Hände wusch und mit lauter Stimme ausrief: „Ich bin unschuldig an dem Blute dieses Gerechten." Und es ergriff sie ein Gemisch von tiefster Wehmut und mütterlichem Hochgefühl, als Pilatus noch vorher, wie aus höherer Eingebung zu dem Volke sprach: „Sehet hier euren König!" Schnell flammte bei dem Worte des Landflegers in Davids Tochter das Andenken an die Weissagung des Engels auf: „Gott der Herr wird ihm den Thron seines Vaters David geben, und er wird über das Haus Jakob regieren ewig." Aber keiner Hoffnung Raum lassend, erscholl sogleich der Blutruf: „Weg, weg, ans Kreuz mit ihm!"

Schon führen sie ihn zur Richtstätte. Er muß das Kreuz, an welchem er sterben soll, selbst tragen. Er sinkt unter der Last zusammen, so daß sie genötigt sind, das Kreuz einem Manne namens Simon von Cyrene aufzubürden. Viel Volk begleitet den Zug, auch Frauen, die ihn beklagen und beweinen. Ganz bestimmt war die heilige Mutter unter diesen, denn wir finden sie später mit ihrer Schwester, Kleophas Frau, und Maria von Magdala unter dem Kreuze. Welch ein anderer Zug dieser als der feierliche Einzug in Jerusalem! Wir erstaunen, daß die heilige Mutter sehen konnte, was sie vor dem Palast des Landflegers sah, und hören, was sie daselbst hörte, und noch Kraft behalten. den Zug zu begleiten und den Sohn zu sehen in seiner Er-

schöpfung und die blutdürstige Bosheit seiner Hasser zu schauen. Aber sie hatte die Kraft. Sie wollte seine Mutter sein und ihm zur Seite stehen bis ans Ende. Sie wollte auch auf dem Richtplatze gegenwärtig sein, auch unter dem Kreuze, und ihn sterben sehen. Welche Mutter! Ihr Schmerz ist unaussprechlich! Und wenn sie die weinenden Frauen sieht, fühlt sie wohl, daß ihnen vieles, ja alles, aber doch nicht „der Sohn" zum Tode geführt werde. Kann die Seele, kann die Kraft einer Frau so viel aushalten? Menschlichem Maßstabe nach nein. Aber durch die Kraft Gottes: ja. Der höchste Schmerz war bei ihr in die höchste Selbsthinopferung umgeschlagen. Wenn es der Ratschluß des Allerhöchsten, seines Vaters, ist, daß er sterbe; wenn er im Bewußtsein, der zu sein, welcher er ist, hingehen und am Kreuze vollenden will; wenn niemand Macht über ihn hat und alle Machthaber nur Gewalt über ihn haben, weil der Vater und er selbst sie ihnen läßt, so will, sprach sie bei sich selbst, auch ich das Opfer bringen, welches der Vater bringt und er selbst bringt. Nimm gnädig hin das Opfer meines Schmerzes! Was ist dieser Schmerz im Vergleiche mit dem meines Sohnes? Bin ich darum seine Mutter, daß ich nicht mein, sondern sein Leben lebe und mich opfere in ihm und mit ihm?

Mit dieser höchsten Selbstopferung betrat sie Golgatha. Was sie hier fühlte und lebte, war eine fortlaufende Vereinigung ihres Opfers mit dem Opfer ihres göttlichen Sohnes. Ihr Glaube, ihre Liebe, ihre Einigung mit dem Sohne war ihre Kraft.

Wodurch auf Golgatha ihre Seele noch besonders gehoben wurde, war das Wort ihres Sohnes: „Vater, verzeih ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun!" Sie ist über die Peiniger nicht erbittert, denn der Sohn ist es nicht. Sie betet den Ratschluß Gottes in Demut an, denn Gott hat solch schreckliche Verblendung kommen lassen, und der Sohn trägt sie.

Als aber die Kreuzigung geschehen war und der Sohn festgenagelt, mit durchbohrten Händen und Füßen, blutend, mit ausgespannten Armen, nackt, zwischen Himmel und Erde dahing, da wollte ihr das Herz zerspringen. Und zu diesem Jammeranblicke die lauten Lästerungen, die teuflischen Verhöhnungn, die siegestrunkenen Herausforderungen der Umstehenden! Ist ein Schmerz wie der Schmerz dieses Sohnes? Ist ein Schmerz wie der Schmerz dieser Mutter? Als aber der Sohn wie ein Lamm, welches zur Schlachtbank geführt ist, seinen Mund nicht auftat, sondern duldete und im Geiste opferte, da erhob sich an diesem göttlichen Dulden und Schweigen mächtig die Seele der schmerzvollen Mutter. und der Heilige Geist führte ihr die Worte des Propheten vor die Seele, da er spricht: „Verachtet ist er und zurückgesetzt unter den Menschen, ein Mann der Schmerzen . . . Aber er trägt fürwahr unsere Missetaten, und unsere Schmerzen hat er auf sich genommen . . . Er ist durchbohrt um unserer Sünden willen und geschlagen wegen unserer Missetat. . . Durch seine Leiden werden wir gesund . . . Der Herr warf auf ihn die Strafe für uns alle . . . Er ward gequält, doch tat er seinen Mund nicht auf, wie das Schaf verstummt vor seinem Scherer . . . Darum will ich ihm viele zum Erbteil geben, und Mächtige soll er zur Beute haben." Die heilige Mutter fühlte, daß des Propheten Weissagung in dieser Stunde in Erfüllung gehe.

Wiederum rührte, erhob und stärkte es sie tief, als der Schächer zu Jesus gewendet flehte: „Herr, gedenke mein, wenn du in dein Reich kommst!" und als Jesus antwortete: „Wahrlich, heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein." Dieser Glaube des Schächers tat ihrem Herzen wohl. Vom Kreuze ins Paradies. Vom Kreuze in das ihm vom Vater bestimmte ewige Reich, darin er herrschen wird ohne Ende.

So spricht Gott!

Und spricht heute und alle Zeit,
Den Menschen von seiner Ewigkeit!
Und es wächst das Leben,
Vergeht und fällt
In die Erde, aus der es gewachsen ist.
Es lebt seine Zeit von Dämonen umstellt,
Mit wunden Händen baut es die Welt,
Die offenes Grab ihrer Sehnsüchte ist.
Doch Gott spricht!
Und spricht heute und alle Zeit,
Den Menschen von seiner Ewigkeit!
Wir sind nur Gast auf Erden
und wandern ohne Ruh
mit mancherlei Beschwerden
der ew'gen Heimat zu.
Die Wege sind verlassen
und oft sind wir allein,
in diesen grauen Gassen
will niemand bei uns sein.
Nur einer gibt Geleite,
das ist der liebe Christ,
er steht uns treu zur Seite,
wenn alles uns vergißt.

Der Richter

Erzählung von Ernst Wiechert

Die alte Beerenfrau ging mit ihrer Nachricht nicht zur Polizei, denn damals, kurz vor dem zweiten großen Kriege, gingen die Rechtlichen nicht mehr zu denen, die das Recht hätten hüten sollen, aber nur der Gewalt dienten.

So trat sie, ohne anzuklopfen, in den kleinen, niedrigen Gerichtssaal, aus dem das Bild des Erlösers über dem Richtertisch längst verschwunden war, und sie blieb ein wenig an der Tür stehen und blickte auf die Bauernfrau im Zeugenstand, die in schwarze Seide gekleidet war und mit der erbitterten Wut der in ihrem Besitz Bedrohten sich über die „Ausgeschamtheit" ihrer Magd verbreitete.

Der Amtsrichter hatte den Kopf in die linke Hand gestützt und blickte an der Redenden vorbei in den Hintergrund des Saales. Aber jedermann sah, daß er durch diesen Hintergrund bis in eine weite Ferne blickte, die keinem von ihnen zugänglich war oder jemals zugänglich sein würde. Ein schmaler Streifen der Augustsonne fiel über sein dunkles, an den Schläfen schon ergrautes Haar, und unter diesem goldenen Reif sah sein Gesicht traurig und wie verfallen aus.

Die Bauernfrau erhob ihre Stimme, weil sie sah, daß der Richter nicht zuhörte, und plötzlich, wie erweckt von dem schrillen Klang ihrer Schmähungen, wendete er seine Augen auf ihr gerötetes Gesicht und fragte leise:

„Wie viele Söhne haben Sie, Riederbäuerin?"

„Drei!" erwiderte sie empört nach einer Pause, und sie habe es doch schon ein Dutzend Mal gesagt, und der jüngste solle es doch gewesen sein, von dem die „Ausgeschamte" ihre Lügen erzähle.

„Drei sind viel," sagte der Oberamtsrichter ebenso leise. „Drei Herzen und sechs Hände können viel Schmerz bereiten."

Es war nun lautlos still im Saal, und selbst der Protokollführer hob seinen grauen Kopf und sah seinen Vorgesetzten mißbilligend an.

Die Riederbäuerin schluckte ein paarmal, wahrscheinlich aus Empörung, und man sah, wie unter dem seidenen Halstuch ihr Kopf sich bewegte. Aber bevor sie den Mund auftun konnte, ging die Beerenfrau auf den Richtertisch zu. Ihr Stock stieß hart auf die Fichtendielen, der Landjäger hob verweisend die Hand, aber sie achtete es nicht.

Sie beugte sich über den grünbespannten Tisch, der mit Akten bedeckt war, und wartete, bis der Richter seine Augen ihr zuwendet. Es geschah ohne Erstaunen oder Mißbilligung, und sie bemerkte mit einem scheuen Mitleid, daß er sie gar nicht erkannte, so oft sie in der Küche bei seiner toten Frau und den beiden Kindern gesessen hatte. So weit waren seine Gedanken von diesem Saal und seinem Amt entfernt.

„Er liegt an der Kiesgruben," sagte sie leise, „wo sie die Sonnwendfeuer brennen, und das Licht scheint in seine offenen Augen . . . er ist schon kalt."

Die Augen des Richters versanken in ihrem Blick. Sie waren so müde, daß sie ohne sein Zutun wie in einen kühlen, dunklen Brunnen fielen, und die Beerenfrau merkte, daß es dem Richter schön war, in ihre Augen zu sehen, auch wenn er sie erkannte. Ihr Herz begann zu klopfen, so sehr erfüllte sie das Mitleid, und leise und mahnend sagte sie:

„Herr Richter!"

Er erwachte. Sie sah es an seinem veränderten Blick, und einmal sah er sich wie ein heimlich Belauschter im schweigenden Saal um. „Was ist, Veronika?" fragte er leise. „Wer liegt?"

„Der Huber-Joseph," erwiderte sie ebenso leise. „Und sie haben ihn durchs Herz geschossen."

Eine Weile starrte der Richter sie an, und eine Weile schloß er die Augen, als könnte er im Dunklen den Sinn ihrer Worte besser finden. Und dann, als er es begriffen hatte, blieb sein Gesicht so still wie bisher. Aber er beugte sich über den Tisch und legte seine Hand auf die um den Stockgriff gefalteten alten Hände, als wäre es der Sohn der Beerenfrau, der dort im Walde mit offenen Augen liege. „Viel werden heute durchs Herz geschossen, Veronika," sagte er. „Und ich will nun tun, was nötig ist."

Sie blickte auf die schmale, fein-

gliedrige Hand nieder, die so blaß unter dem Schwarz des Talars erschien, und es war ihr seltsam und feierlich, daß eine solche Hand auf ihren harten, groben Fingern lag. „Es war eine große Freundschaft früher zwischen Christean und ihm,“ sagte sie in ihrer Verwirrung. Und Christean war der Sohn des Richters und ein Jugendführer in dem kleinen Ort.

„Viele Freundschaften sind vergangen in dieser Zeit, Veronika,“ erwiderte der Richter. „Die Zeit fragt nicht nach Menschenherzen, aber gehe nun, damit er seine Ruhe bekommt.“

Der Richter stand auf und unterbrach die Verhandlung. Während er zum Fernsprecher ging, bedachte er die Reihenfolge, in der er die Meldungen vornehmen sollte. Er tat es nach der alten Ordnung des Gesetzes, so daß zuerst der Staatsanwalt und zuletzt der Kreisleiter es erfuhr. „Huber?“ fragte die scharfe Stimme des Parteimannes. „Ist das nicht der Lump, den wir schon vor zwei Jahren fertiggemacht haben? Der Kommunist?“

Es handle sich nicht um eine Parteisache, gab die leise Stimme des Richters zur Antwort, sondern um einen Mord.

Also um das, was für diese Burschen ein tägliches Handwerk gewesen sei, erwiderte die Stimme, noch schärfer geworden.

Der Richter legte den Hörer in die Gabel und blickte noch eine Weile auf die Nummerscheibe nieder. Tote sollte man doch nicht Burschen nennen, dachte er noch. Dann ging er langsam in den Sitzungssaal zurück und beendete die Verhandlung.

Die Polizei hatte die Lichtung abgesperrt, und der Richter blieb an ihrem Rande stehen, wo die

Gebet zu Maria Himmelfahrt

von Papst Pius 12.

Jungfrau unbefleckt empfangen, Gottes und der Menschen Mutter:

Wir glauben in der ganzen Glut unseres Herzen, daß du mit Leib und Seele glorreich aufgenommen bist in den Himmel, wo dir die Chöre der Engel und die Scharen der Seligen als ihrer Königin huldigen.

Wir vereinen uns mit ihnen im Lobpreis des Herrn, der dich über alle Geschöpfe erhob, und huldigen dir mit ihnen in Verehrung und Liebe.

Wir wissen, daß dein Blick, der einst in zarter Mutterliebe auf der demütigen und hierniedeen leidenden Menschengestalt Jesu ruhte, nun im Himmel an der verklärten Menschheit der ungeschaffenen Weisheit sich freut und daß die Freude deiner Seele in der Schau des dreieinigen Gottes dein Herz aufjubeln läßt in seligem Entzücken.

Und wir armen Sünder, deren Leib den Aufschwung der Seele hemmt, wir flehen dich an: läutere unsere Sinne, daß wir es lernen, schon hienieden, inmitten der Lockungen der Geschöpfe, Gott zu lieben und nur Ihn allein!

Wir vertrauen darauf, daß du voll Erbarmen niederschaust auf unsere Nöte und unsere Ängste, auf unsere Kämpfe und unsere Schwächen; daß du dich mit uns freust an unseren Freuden und an unseren Siegen und daß du die Stimme Jesu hörst, die dir von einem jeden von uns, wie einst von seinem geliebten Jünger, sagt: Sieh, da dein Kind.

Und wir, die wir dich als unsere Mutter anrufen, wir machen dich, wie einst Johannes, zur Führerin, Kraft und Trösterin unseres irdischen Lebens.

Wir glauben, daß deine Augen, die weinten über eine von Jesu Blut benetzte Erde, sich auch heute noch auf unsere Welt richten, die voll ist von Kriegen, Verfolgungen und Unterdrükkungen der Gerechten und der Schwachen.

Und wir erhoffen in dem Dunkel dieses Tales der Tränen von deinem himmlischen Lichte und deinem milden Erbarmen Hilfe in unseren Herzensnöten, in den Heimsuchungen der Kirche und unseres Vaterlandes.

Wir glauben endlich, daß du in der ewigen Herrlichkeit, umkleidet mit der Sonne und mit Sternen bekränzt, nach Christus die Freude und die Wonne aller Engel und Heiligen bist.

Und wir Erdenpilger blicken in festem Glauben an die künftige Auferstehung auf dich, unser Leben, unsere Wonne und unsere Hoffnung; zieh uns in Liebe zu dir und zeige uns dereinst, nach diesem Elend, Jesus, die gebenedeite Frucht deines Leibes, o gütige, o milde, o süße Jungfrau Maria.

Kindesdank

Danke dir, geliebteste Mutter! Ewig bleib ich dein Schuldner. So oft mir dein Blick, deine Gebärde, dein Wandeln vor mir, dein Leiden, dein Schweigen, dein Geben, dein Arbeiten, deine segnende Hand, dein stilles, stetes Gebet ins Auge trat von den frühesten Jahren an, ward das ewige Leben, das Gefühl der Religion, mir gleichsam neu eingeboren, und dies Gefühl konnte nachher kein Zweifel, kein Leiden, kein Druck, selbst keine Sünde töten. Es lebt noch in mir das ewige Leben, ob du gleich schon vor mehr als vierzig Jahren das Zeitliche verlassen hast.

Bischof J.M. Sailer

---

blauen Glockenblumen aufrecht und ungeknickt um den Toten standen. Der leise Mittagswind bewegte die Kelche, und es war dem Richter, als schwängen auch die Kirchenglocken in den Türmen der Gotteshäuser nicht anders hin und her. Der Tote lag auf dem Rücken, und die hohe Sonne fiel immer noch auf die offenen Augen. Der Richter hatte ihn von Kind auf gekannt. Er war der Sohn armer, sehr frommer Häusler, und sein tapferer, gerechter, fast wilder Sinn hatte ihn früh zu den Radikalen getrieben. Und daran war auch die Freundschaft mit Christean jäh zerbrochen. Später hatte man ihn trotz seiner Jugend verhaftet und für eine Weile verschleppt, und er war finster und schweigsam zurückgekehrt.

Auch jetzt noch, dachte der Richter, liege ein Zug einsamen, fast jähen Schmerzes in dem erloschenen Gesicht, als wäre der Tod aus dem Hinterhalt über ihn gekommen.

Er betete ein Vaterunser und sah die Reihe der Gesichter entlang, die sich auf der Lichtung versammelten, gleichgültige oder harte oder verschlossene Gesichter, wie die Zeit und ihre Schrecken sie langsam zugeschlossen hatte. Er sprach nicht, und man fragte ihn auch nicht. Und er würde wohl ohne ein Wort das Ganze überstanden haben, wenn nicht der Gerichtsarzt, ein junger Mann in schwarzer Uniform, mit der Stiefelspitze den linken Arm des Toten aufgehoben hätte, bevor er sich zur Untersuchung hinab beugte.

„Lebt Ihre Mutter noch?" fragte der Richter mit seiner leisen Stimme, und nur an der Falte zwischen seinen Augenbrauen war zu erkennen, daß ihn etwas bewegte.

Der Arzt sah ihn befremdet an. „Nein," erwiderte er kalt. „Weshalb?"

„Weil ich gern wissen wollte," sagte der Richter, „ob es in Ihrer Familie brauch ist, die Arme der Toten mit der Stiefelspitze aufzuheben."

Das Gesicht des Arztes war blaß geworden, aber er beherrschte sich, als er erwiderte: „Zwischen Müttern und Verbrechern gibt es Unterschiede bei uns!"

„Auch bei uns," sagte der Richter. „Aber der Tod löscht sie aus. Und ein Richter braucht viel Zeit, um einen Menschen einen Verbrecher zu nennen. Selbst den, der hier getötet hat, nennt er nicht ohne weiteres so."

„Ich habe nicht den gemeint, der getötet hat," erwiderte der Arzt ungeduldig und beugte sich dann widerwillig zu dem Toten.

Es war bald zu Ende, und es blieb bei Vermutungen und dem lässigen Befehl an die örtlichen Behörden, Nachforschungen anzustellen.

Der Richter nickte, und während man den Toten auf eine Bahre legte, ging er langsam über die Lichtung zu dem steilen Abhang, der mit Brombeeren bewachsen war. Manche der grünen Früchte hatte schon einen rötlichen Hauch, und der Richter glitt in Gedanken verloren mit den Spitzen seiner Finger über die halbreifen Beeren. „Hier konnte er gut hinabgestiegen sein," dachte er, und wie er es dachte und auf die Ranken niederblickte, erblickte er das Weiße, das wie von einem Stiefelabsatz halb in die Erde gedrückt war. Aber er sah, daß es ein Briefumschlag war, und als er sich tiefer beugte, konnte er deutlich und ohne Mühe den Namen lesen. Vornamen und Zunamen, und ein grauer, schmutziger Knick lief zwischen beiden hin, als sollten sie getrennt sein, der der Taufe und der des Blutes. Es war kein Tau gefallen, kein Regen, und sie blickten ihn unbeweglich und unverlöscht aus dem grünen Moos an, die beiden Namen, die zusammen mit dem Toten hier gelegen hatten, eine lange Nacht hindurch, wie der Arzt es von dem Toten festgestellt hatte, und nur die Sterne hatten auf sie niedergeschienen, auf das weiße Blatt.

Ein wenig schwindelte es den Richter wohl von der Hitze, die aus dem Abhang aufstieg, denn er griff mit der rechten Hand in

die Ranken, und die Hand wurde blutig von den scharfen Dornen.

So blieb er, die Augen auf den Marktflecken im Tal gerichtet, und erst als die Bahre und alle Amtspersonen im Gebüsch verschwunden waren, stieg auch der Richter langsam zu Tal, den steilen Hang hinunter.

Er ging langsam und gerade die heiße, schattenlose Straße bis zu seiner Dienstwohnung, und die Kaufleute und Gewerbetreibenden, die hie und da vor ihren Türen standen, grüßten ihn, manche mit dem alten Gruß, die meisten mit dem neuen, aber er neigte nur stumm die Stirn, und sie sahen ihm alle nach, manche bekümmert und manche mit einer leisen Schadenfreude. Und der Redakteur des Lokalblattes, der sich gern in einem „höheren Stil“ ausdrückte, sagte zu dem Druckereibesitzer: „Er sieht aus , als habe er eine Kugel in den Rücken bekommen.“

Vor dem Fenster des Speisezimmers standen noch voll belaubt die Linden, und ihr grünes Licht tat den Augen des Richters wohl. Barbara saß in ihrem Rollstuhl an der schmalen Seite des Tisches, und wie immer dachte der Richter, daß ein Haus wohlbehütet sei, in dem eine Heilige das Brot mit ihnen breche. Er küßte ihren dunklen Scheitel und fragte, ob Christean noch nicht da sei. Nein, er war noch nicht da. „Wahrscheinlich hat er eine Falme getroffen,“ sagte sie mit ihrem gütigen Lächeln.

Dann küßte sie die Innenseite seines Handgelenks, wo die Adern sich bläulich unter der dünnen Haut verflochten. „Weshalb war es besonders schwer heute?“ fragte sie leise. Seit sie ihre Füße nicht mehr bewegen konnte, war es, als gebe es kein Geheimnis mehr vor ihr.

Mein Seel...

Mein Seel ist traurig ganz, betrübt bis in den Tod,
vor meinen Augen seh ich viele Angst und Not.
O Mutter mein,
mit dir will ich allein
halten Gespräch,
eh ich scheid von dir weg.
O liebste Mutter mein, das Leiden geht herbei,
die Welt muß machen mich von allen Sünden frei.
Dies schwere Joch
hab ich zu tragen noch.
O weh, o weh,
den Tod ich vor mir seh.
Von meinem Vater ist mir dieses aufgesetzt,
daß ich soll leiden hier. Du bleibst ganz unverletzt.
Von dir ich weinend scheid
mit höchstem Leid.
Nun kommt die Nacht . . .
O Mutter, gute Nacht!

„Sie haben einen durchs Herz geschossen,“ erwiderte der Richter.

Zwischen ihren Brauen erschien eine feine Falte des Schmerzes, und sie barg ihre Wange in der Hand des Vaters.

„Joseph,“ sagte der Richter nach einer Weile. „Der dir die Windmühlen geschnitzt hat. Und er pflegte zu sagen, daß sie das Abendbrot für dich mahlten, zu einer goldenen Krone für deinen Scheitel. Er hatte eine schöne Sprache für seine einfache Herkunft.

Sie weinte nicht. Sie sah nur grade vor sich hin, auf die Phloxblüten in der Vase, wo eine Biene von Kelch zu Kelch summte.

So war es wohl, als die Wölfe die Herren der Erde waren,“ sagte sie endlich. „Durch das Herz . . . weshalb immer durch das Herz?“

„Weil es wohl Gott am nächsten ist,“ erwiderte der Richter.

Dann kam Christean. Er war atemlos, und sein blondes Haar war an den Schläfen feucht. Er war so lustig, daß die Hände des Richters zitterten, mit denen er sein Mundtuch euseinanderfaltete. Und er konnte doch nicht unterlassen, seine Augen immer wieder auf dieses helle Gesicht zu wenden, das Gesicht eines Kindes, dem die Zeit eine Maske vorgebunden hatte, und die Maske war viel zu groß für das kindliche Gesicht.

Der Richter wartete, daß der Name des Toten fiele.

Und dann, während Christean die Hand nach einer Birne ausstreckte, lächelte das junge Gesicht auf eine seltsame Weise, als ob die Maske lächle, und dann sagte er: „Das mit Joseph hast du wohl gehört?“

Es war so still, daß das Summen der Biene um die Phloxkelche den ganzen Raum wie eine tönende Glocke zu erfüllen schien, und Barbara schloß die Augen, nachdem sie das Gesicht ihres Bru-

ders mit einem langen Blick umfangen hatte.

Bevor der Richter antwortete, streckte er die Hand aus und nahm von der Unterseite von Christeans Ärmel ein Blatt, das dort haftengeblieben war. Er wendete es zwischen den Fingern langsam hin und her, als betrachte er liebevoll das Vollkommene der Form, der Änderung, der Farbe.

„Ein Brombeerblatt . . .," sagte er dann leise, „und bald werden die Früchte reifen . . ."

Barbara öffnete die Augen und blickte auf das Blatt, und dann sahen sie beide, Vater und Tochter, wie auf einen geheimen Befehl Christean an, dessen Gesicht so weiß geworden war wie das Tuch, das er unter die Birne hielt.

„Ja," fuhr der Richter wie in Gedanken verloren fort, „das habe ich natürlich gehört, es ist mein Amt, solche Dinge zuerst zu hören . . . ich war auch dort und bin durch den Brombeerhang hinabgestiegen . . ."

„Vater . . . lieber Vater . . .," sagte Barbara. „Mir ist angst . ."

Der Richter legte das Blatt auf seinen Tellerrand und nahm die durchsichtige Hand des Mädchens zwischen seine kalten Hände.

„Fürchte dich nicht, Kind," sagte er gütig. „Solange dein Herz schlägt, fürchte dich nicht."

Danach wurde nicht mehr gesprochen.

Erst als sie aufstanden, Vater und Sohn, und der Richter die Hand auf den Krankenstuhl legte, um ihn auf die stille Terrasse zu schieben, sagte er im Hinausgehen: „Du brauchst nicht mehr zu suchen, lieber Sohn . . . ich habe es gefunden, ich allein." Er wandte sich nicht zurück, um Christeans Gesicht zu sehen. Er beugte sich nur nieder, um die Räder behutsam über die Schwelle zu heben.

Der Richter hatte allein zu Abend gegessen, aber er hatte die Speisen kaum berührt. Barbara hatte sich früh niedergelegt, und Christean war seit der Mittagszeit außer dem Hause. Der Richter saß noch eine Weile an Barbaras Bett und hielt ihre rechte Hand zwischen seinen beiden Händen.

„Ach, Vater," sagte sie schluchzend. „Mit seiner Hand . . . mit seiner Kinderhand . . ."

„Auch Hände haben sie verwandelt," sagte er leise. „Kinderhände und Kinderaugen und Kinderherzen . . . wir müssen sie nun noch fester halten als bisher."

Dann hatte er ein Feuer im Kamin anzünden lassen, weil ihn fror. Und dann saß er davor, die Hände um die Knie gefaltet, und wartete.

Als Christean kam, war nur noch das rötliche Licht der Flammen im dunklen Raum. Ein unruhiges Licht, aber es ging doch Wärme und Trost von ihm aus. Christean setzte sich so, daß die Hälfte seines Gesichtes im Schatten blieb, und er sah an dem Vater vorbei zur rückwärtigen Wand, wo das Bild der Mutter von dem roten Licht beglänzt wurde.

„Es hat keinen Zweck, zu leugnen," begann er endlich ohne Einleitung. „Und ich will es auch gar nicht leugnen."

Er versuchte, ruhig und entschieden zu sprechen, aber seine Stimme war heiser, und sie schwankte wie vor aufsteigenden Tränen.

„Versuche, es ohne Stolz zu sagen, Christean!" sagte der Richter endlich leise. „Für uns liegt Schmerz im Bekennen, nicht Stolz."

„Ich weiß, daß ihr im Alten lebt," fuhr Christean fort, „aber wir leben im Neuen, und ihr müßt endlich versuchen, es zu begreifen."

„Was Abel widerfuhr, ist alt." erwiderte der Richter, „uralt. Und auch das Zeichen ist nicht neu, das Kain trug. . . ."

„Er war ein Feind und ein Verräter," sagte Christean heftig. „Du weißt, daß der Krieg vor der Tür steht, und er wollte es mit den Feinden halten. Er hat es mir gesagt, gestern, dort. Er hat es mir ins Gesicht geschrien, und da . . ."

„Da dachtest du, ein verschlossener Mund sei ein stiller Mund. Aber du weißt nun, daß er nicht still ist, lieber Sohn. Er hat sich aufgetan. Schon die ganze Nacht war er aufgetan, unter den kalten Sternen . . . und nun spricht er immer weiter, immer lauter. Eben jetzt in diesem Raum . . . hörst du ihn nicht, lieber Sohn?"

Der Richter vernahm, daß Christean einmal aufstöhnte, und er sah, daß er einmal die Hände vor das weiße Gesicht schlug. Aber dann ließ er sie wieder sinken und blickte finster auf den Vater.

„Ihr wollt uns zurückführen," sagte er. „Wie mit einem bösen Zauber. In das Alte und die alten Märchen. Ihr wißt nichts von dem, was wir denken."

Der Richter neigte sich noch tiefer zum Feuer, und sein hageres Gesicht war nun ganz von den Flammen erhellt. „Ihr denkt nicht, lieber Sohn," sagte er müde. „Ihr werdet gedacht. Denken ist die Frucht eines langen Lebens."

„Für uns denkt einer!" erwiderte Christean kalt.

Der Richter nickte. „Als du ein Kind warst," fuhr er fort, „hat die Mutter dich genährt. Der Arzt wollte es nicht. Sie war zart, und es kostete sie fast das Leben. Aber sie wollte nicht, daß eine Fremde Speise für dich hätte. Wir haben uns immer von unserem eigenen Blut genährt. Und Blut war immer etwas Heiliges für uns . . . auch für seine Mutter wird es etwas Heiliges gewesen sein. . . ."

„Es gibt minderwertiges Blut," erwiderte Christean finster.

„So sagen sie," antwortete der Richter. „Und der Arzt hob ja auch den Arm des Toten mit der Stiefelspitze auf. . . . Ach, lieber Sohn, soll ich es nun sein, der mit dem Briefumschlag vor den Tisch der Richter tritt?"

Er hatte nun den Kopf in beide Hände gestützt und starrte in die langsam erlöschenden Flammen. Man konnte nicht erkennen, was in seinen Augen vorging.
Aber Christean war aufgesprungen und hatte sich vorgebeugt. „Vater!" sagte er heiser. „Du . . . du selbst willst gegen mich zeugen? Du selbst?"

Nun erst sah der Richter auf, so langsam, als müßte er sich aus den Binden eines Toten lösen. Er streckte die Hand aus und ließ sie langsam über die geballten Hände seines Kindes gleiten, zuerst über die rechte dann über die linke. „Es gibt nur zwei, Kind, die es können," sagte er voller Liebe. „Der Vater oder der Sohn. Und meinst du nicht, daß es dem Vater zukomme, das Schwere zu tun, wenn der andere noch ein Kind ist."

Es war nun totenstill im Raum, nur das ersterbende Feuer knisterte leise vor sich hin. Und sie wendeten beide das Gesicht zu dem, was das einzig Lebendige in dieser Nacht schien, als könnten sie sich daran halten in diesem schweren Gespräch über Schuld und Tod. Die aufgeschichteten Scheite waren zusammengefallen und in glimmende Asche verwandelt, und nur dort, wo der Ansatz eines Astes das Holz verhärtet hatte, glühte es in einem bläulichen Licht und hatte die unverkennbare Form eines Menschengesichts. Sie war so deutlich, als hätte ein Maler sie mit einem phosphoreszierenden Licht auf einen dunklen Karton geworfen. Aber das Gesicht ruhte nicht still in sich wie eine Nachbildung der Natur; es war in der Wandlung begriffen, in einer Auflösung durch das Feuer, die wie Verfall und schnelle Verwesung erschien. Zuerst fiel das Kinn zusammen und sank in die Asche, und die nicht mehr gestützten Lippen hingen schaurig wie über einen Abgrund. Dann zerbröckelten auch sie, und die Glut machte eine Gebärde des Lächelns daraus, eines furchtbaren, wesenlosen und gespenstischen Lächelns. Dann vergingen die Augen, so deutlich und sichtbar, daß man sie austropfen sah, und dann neigte sich die Stirn, eine hohe, schimmernde, wie von innen erleuchtete Stirn. Sie neigte sich wie über das Bodenlose, und in einem Aufsprühen winziger Funken stürzte sie in die Nacht. Es wurde dunkel im Raum, und nur ein mattes Nachtleuchten ging von der Asche aus wie von einem Totenfeuer. Und die ganze Zeit stand ein singender, klagender Ton über der Glut, wie er manchmal über einem verschwelenden Feuer steht.

Sie starrten beide auf das Ende dieses Spiels der Flammen, und einer wußte vom andern, daß er dasselbe gesehen hatte. Aber beide bewegte es auf eine verschiedene Weise. Denn während der Richter in seiner Haltung verharrte, vorgebeugt und die Hände zwischen den Knien gefaltet, hob Christean zum zweitenmal an diesem Abend die Hände vor sein Gesicht, und der Richter erbebte unter dem Laut der Qual, der von den jungen Lippen kam.

Vor dem offenen Fenster standen reglos die Linden, und nur in langen Abständen, wenn ein Hauch des Windes über die nächtliche Erde ging, flüsterten die Blätter einmal auf und verstummten. Sie hielten beide den Atem an. Es war, als spreche jemand aus der Ferne zu ihnen.

Dann klopfte es leise, kaum vernehmbar an die Wand des Kamins. Dort stand Barbaras Bett, und es war das Zeichen, daß sie etwas verlangte. Der Richter stand auf und kam nach einer Weile mit ihr wieder. Er hielt sie in den Armen, und ihr langes Nachtkleid zog sich wie ein Schleier hinter ihr her. Er bettete sie sorgsam in seinen Sessel und legte ein Tuch um ihre Schultern. „Mir war angst," sagte sie leise.

Und dann hörten sie, daß Christean tief aufatmete, so tief wie aus einem tödlichen Traum. Sie konnten nicht sehen, ob er seine Hände bewegte oder seine Stellung veränderte, und es war ihnen, als ob sein ganzes Leben sich in diesem Atem offenbare. „Ich will es selbst tun, Vater," sagte er. „Ich ganz allein!"

Sie lauschten eine Weile dem Nachklang dieser fremden heiseren Stimme, als ob sie sie niemals vernommen hätten in diesen langen Jahren der Kindheit und der Jugend. Als sei nicht ihres Blutes, sondern eines fremden, das wie durch einen Zufall in ihr Leben gekommen war. Aber die nun „Vater" gesagt hatte, und es

war, als sei dieses Wort zum erstenmal über die unsichtbaren Lippen gekommen, mit einer besondern Bedeutung, die niemals vorher in diesem Wort gelegen hatte.

Dann griff der Richter langsam in seine Tasche, nahm den weißen Umschlag aus einer besonderen Hülle und reichte ihn über Barbara hinweg in die ausgestreckte Hand Christeans. „Du wirst nicht allein sein, lieber Sohn," sagte er gütig. Auch wenn ich nicht dabei bin."

Er hob Barbara wieder aus dem tiefen Sessel, und als er sie langsam an Christean vorübertrug, dessen Gesicht wie das einer Maske in dem schwachen Mondlicht war, aufgehängt an eine dunkle Schattenwand, neigte sie sich in seinen Armen vor und schrieb zweimal das Zeichen des Kreuzes mit unendlicher Behutsamkeit über das Schattenbild des Bruders. Einmal über seine Stirn und dann über sein Herz. Christean empfing das Zeichen bewegungslos, und als der Richter wieder in den Raum zurückkehrte, war er nicht mehr da.

Er sah ihn erst am nächsten Vormittag in einer Verhandlungspause im Amtsgericht. Er stand in dem kleinen Dienstzimmer des Richters am Fenster, die Stirn an die Scheiben gelehnt, und wandte sich erst um, als er die Tür gehen hörte. Sein Gesicht war bleich und verstört, und der Schmelz der Jugend war wie mit einem harten Tuch abgewischt von ihm. Er streckte die Hand mit dem Briefumschlag aus. „Er wollte ihn nicht nehmen," sagte er. „Er fragte, ob ich verrückt geworden sei, ich verdiente eine Belohnung und keine Strafe."

„Wer wollte ihn nicht nehmen?" fragte der Richter.

„Der Kreisleiter."

Der Richter zog die Uhr aus der Tasche und blickte auf das Zifferblatt. „Ich würde nicht dorthin gegangen sein," sagte er. „Dort ist kein Gericht. Du kannst nun in die Stadt zum Staatsanwalt. Ich will dir einen Brief mitgeben."

Als er geschrieben und den Umschlag verschlossen hatte, legte er die Hand auf Christeans Schulter. „Ich weiß nicht, lieber Sohn, ob dort ein Gericht sein wird," sagte er. „Aber du mußt es versuchen. Und wenn auch dort keines ist, werden wir zusammen versuchen, das letzte Gericht zu finden. Du wirst nicht allein sein, lieber Sohn. . . ."

Er sah ihm nach, wie er langsam die Straße entlangging, den hellen Kopf erhoben wie sonst, aber in dem Gang eines künstlichen Menschen, und der Richter bemerkte auch, daß er keinen Gruß erwiderte.

Der Richter war es nun, der die Stirn an die kühle Fensterscheibe lehnte und seinem Kinde nachblickte, solange er es sehen konnte. Und hinter der aufrechten Gestalt sah er die tausend Formen der Erinnerung, immer kleiner werdend, je weiter die Jahre zurückgingen, bis der sich Entfernende an seiner, des Richters Hand, ein Kind war, in einen blauen Samtkittel gekleidet, und über dem Spitzenkragen schimmerte das goldene Haar wie eine ferne leuchtende Monstranz.

„Ein Mörder . . ." sagte der Richter flüsternd vor sich hin. „Dort geht ein Mörder . . . und als er ein Kind war, habe ich doch seine winzigen Hände geküßt. . ."

Dann ging er in den Sitzungssaal zurück, so grade, wie Christean die Straße hinuntergegangen war, und den Parteien und Zeugen fiel nichts auf, als daß sein Gesicht so unveränderlich erschien wie ein wächsernes Gesicht, das dankbare Mütter an die Kirchenwand hängten zum Lobe der Jungfrau Maria.

Christean kam erst am Abend zurück, als sie im Dämmerlicht auf der Terrasse saßen. Ein fernes Wetter warf seinen bläulichen Glanz über den Garten, und die Lautsprecher schrien die Drohung des Krieges über die Dächer hinaus.

Christeans Gesicht war erschöpft, und wenn das Licht hinter den Wolken aufflammte und über seine Züge glitt, sahen sie aus wie die eines Sterbenden.

„Hilf mir, lieber Vater!" sagte er endlich. Er hatte es seit Jahr und Tag nicht gesagt: „Lieber Vater!", und es ergriff sie mehr als die Verstörung seiner Augen.

Es ergab sich, daß auch dieser Weg umsonst gewesen war. Der Staatsanwalt war schon unterrichtet gewesen. Er hatte den Brief des Richters in den Händen hin und her gewendet und gesagt, daß er angewiesen sei, das Verfahren nicht zu eröffnen. Die Zeiten seien nicht so, daß die Gerichte sich mit einer Marotte zu beschäftigen hätten.

„Eine Marotte . . .," wiederholte der Richter.

„Hat er so gesagt?"

„Ja, genau so. Ich habe geantwortet, daß das Recht bei uns keine Marotte sei."

„Hast du ‚bei uns' gesagt?" fragte der Richter nach einer Weile.

„Ja, Vater."

Ein Militärmarsch aus den Lautsprechern fuhr klirrend und

über die reglosen Lindenwipfel, und sie wendeten alle drei die blassen Gesichter dem Drohenden und Unaufhaltsamen entgegen.

„Komm nun, Christean," sagte der Richter, als der Marsch geendet hatte, und stand auf. „Wie es ein letztes Recht gibt, so gibt es auch ein letztes Gericht, vor dem Jüngsten Gericht noch, und dorthin wollen wir nun beide gehen."

Sie gingen durch die belebten Straßen, die wie im Fieber zitterten, bis an den Rand des Ortes, und dann zwischen Feldern in die Nacht hinein. Der Weizen war noch nicht geschnitten und die gebeugten Halme glänzten wie bläulicher Stahl, wenn das Wetterleuchten darüberglitt. Ein schwerer, warmer Duft lag über dem stillen Weg.

Als der Richter in einen schmalen Wiesenpfad einbog, blieb Christean stehen. Sie hatten kein Wort miteinander gesprochen. „Vater," sagte er, „wohin führst du mich?"

Der Richter ließ einmal mit einer scheuen Bewegung seine Hand über die Schulter seines Sohnes gleiten. „Wußtest du nicht, lieber Sohn," fragte er, „das letzte Gericht ist?" Dann gingen sie schweigend weiter.

Der Sarg stand in dem niedrigen Raum, der nur an Sonntagen benutzt wurde. Er war schon geschlossen, und zwei hohe gelbe Kerzen brannten an seinem Kopfende. Auf der Bank unter dem Fenster saßen die Eltern des Toten. In ihren schwarzen Gewändern, klein und gebeugt, sahen sie wie verflogene Vögel aus, die unter fremden Bäumen sich aneinander gedrückt hatten. Sie blickten einmal auf, als die angelehnte Tür sich bewegte, wie zwei Masken, die ein Luftzug berührt, und wendeten ihre Blicke dann wieder auf den Sarg zurück. Der Mann hielt die Hände um den Griff eines Stockes gelegt, die Frau die ihrigen um ein Gesangbuch gefaltet. An diesen Händen blieben nun die Blicke des Richters haften.

Die Stimme der Lautsprecher drang nicht bis hierher, obwohl die kleinen Fenster geöffnet waren. Mitunter flackerten die Kerzen leise auf, und manchmal bewegte sich eine Strähne in dem weißen Haar der Sitzenden.

Eine Weile standen sie unbeweglich, der Richter und sein Sohn. Die Zeit glitt an ihnen vorbei, lautlos und ewig, zwischen weißen Masken, die an den dunklen Ufern hingen. Sie hörten ihre Herzen schlagen, aber nur die Flamme der Kerzen war das Lebendige in dem schweigenden Raum. Alles andere glitt mit der Zeit dahin, unwiederbringlich und nicht zu halten. Sie selbst, die Eltern, der Sarg und der Tote.

Und dann, mit einer schrecklichen, jähen Bewegung trat Christean vor die regungslos Sitzenden und warf sich auf die Knie. Er stützte die Hände auf die weißen Dielen und beugte den Kopf über seine Hände. „Ich habe ihn getötet," flüsterte er. „Ich allein. . . ."

Keine Bitte um Vergebung, kein Träne, kein Aufschrei, aber der Richter schwankte unter der Last der Worte: „Ich allein . . ."

Der Mann und die Frau hatten einmal niedergeblickt und die Füße angezogen, als wollten sie dem Knienden Platz machen, und die Frau hatte die Hände mit dem Gesangbuch schnell aufgehoben, wie zur Abwehr oder zur Bannung eines bösen Geistes. Aber dann blickten sie über den gebeugten Scheitel hinweg wieder in die gelbe Flamme der Kerzen, so, als ob ein Buch von dem Wandbrett gefallen wäre und es würde immer noch Zeit sein, es aufzuheben, wenn der Sarg nicht mehr im Raume stände.

„Ich allein . . .," wiederholte der Kniende flüsternd. „Ich allein . . ."

Der Hauch der Worte erfüllte die Kammer. Er erfüllte sie so, daß er den Lebenden den Atem zu nehmen schien, und deshalb wohl stand der alte Mann endlich auf, stützte sich auf seinen Stock und blickte den Richter an, als läge niemand vor ihm auf den weißen Dielen. Es war kein Vorwurf in seinem Gesicht, nicht einmal eine tiefere Erschütterung als bisher, nichts als das unbewegt Gewordene eines langen Lebens, das auch dieses Flüstern empfing, wie es siebzig Jahre der Zeit empfangen hatte. „Der Herr Richter," sagte die leise, aus einer weiten Ferne kommende Stimme, „der Herr Richter möchte seinem Sohn sagen, daß er es nicht allein war. Gewalt kommt von Tausend oder Hunderttausend, und nur Buße kommt von dem Herzen, das allein ist. Und auch dies möchte der Herr Richter seinem Sohn sagen, daß kein Herz in dieser Kammer Schwereres zu tragen hat als des Herrn Richters Herz . . ."

Auch der leise Klang dieser Worte erfüllte den Raum. Er erfüllte ihn mit solcher Schwere, daß das Gesicht des Knienden sich fast bis zur Erde neigte. „Ich allein . . .," flüsterte er noch einmal, und nun war es so, als spräche er es in die Erde hinein, dorthin, wo die Särge aller Getöteten ständen.

Der alte Mann hörte die Stim-

me nicht, denn er blickte noch immer den Richter an, unverwandt und unbeweglich, als hätte der Richter getötet und nicht der Kniende. Der Richter aber erwiderte seinen Blick nicht mehr. Seine Augen waren längst auf das erloschene Gesicht der Mutter gerichtet, mit einer so beschwörenden und verzweifelten Inbrunst, als wollten sie durch die starre Maske des Gesichtes bis in die dunkle Kammer des Herzens reichen, wo das alte, müde Blut ein und ausging.

Ein Vogel rief über den nächtlichen Feldern, einer von denen, die unter den Sternen nach ihrer südlichen Heimat zogen. Es war ein ferner, verwehender Ruf, aber in der tödlichen Stille war er wie eine Menschenstimme, eine unbekannte, die den Mund öffnete, um zu den Sternen zu rufen. Es war nicht, als ob ein Vogel riefe, sondern als ob eine ferne Macht jemanden zu rufen bestimmt hätte, damit das geschehe, was dieser Nacht vorbehalten und bestimmt gewesen war seit Anbeginn. Und noch während der Ruf die Kammer erfüllte, ohne sie noch verlassen zu haben, wendete die alte Frau langsam, ganz langsam ihr erloschenes Gesicht von dem Schein der Kerzen in den Blick des Richters, und ohne ihn von dort zu wenden, löste sie eine ihrer alten zitternden Hände von dem schwarzen Gesangbuch und lies sie einmal ganz leise und behutsam über das helle Haar des zu ihren Füßen Knienden gleiten.

Und darauf faltete die Hand sich wieder um das Buch und vereinigte sich mit der anderen, die sich nicht gerührt hatte, so als gehörten sie gar nicht zusammen.

Dann stand Christean auf, und der Richter verließ mit ihm den Raum.

Als drei Tage später der Krieg begann, bald nach der Mitternachtsstunde, war Christean schon jenseits der Landesgrenze, auf einem schmalen, mondbeschienenen Weg, der nach Westen führte und über den Westen hinaus in die Buße, von der der alte Mann gesagt hatte, daß sie nur aus einem Herzen komme, das allein sei, und der Richter setzte an dem Tisch vor dem erloschenen Kamin seinen Namen unter das Schreiben, in dem er sein Amt niederlegte.

„Wo ein Richter sein soll," stand am Ende des Schreibens, „muß ein Recht sein. Und wo ein Recht sein soll, muß gerichtet werden. Wo aber nicht gerichtet wird, ist auch kein Raum weder für ein Recht noch für einen Richter."

Sünde

Es gibt wohl nur ganz wenige Sünden, die getan werden um des Bösen willen. Menschliches Sinnen und Wollen ist nicht wesentlich auf das Böse gerichtet. Man kann nicht sagen, die Menschen sündigen aus Lust am Bösen, sie tun Böses, weil es böse ist.

Was ist es, was die Menschen auf sündige Wege lockt? Nicht die Sünde reizt, sondern das scheinbare Glück, das sich hinter der Sünde verbirgt. Der Hunger nach einem irgendwie erwünschten glücklichen Leben. Die Sünde ist nur ein Weg, von dem er zuversichtlich hofft, daß er ihn ins Land des Glückes führt.

Die meisten, wenn nicht alle Sünden werden aus der Sehnsucht nach Glück begangen und und nicht aus der Lust am Sündigen. Die meisten Menschen sündigen, weil sie glauben, daß ihnen die Sünde eine verschlossene Tür in irgendein Wunschland aufstößt.

Aber es ist ein Irrtum, an ein Glück zu glauben, das einer Sünde seine Entstehung verdankt. Das scheinbare Glück, das die Sünde verspricht, ist nur Täuschung, die bald zerflattert, Traum, der vergeht. Hinter der Maske der Sünde verbirgt sich immer das Nichts, der Mißerfolg.

Wer auf dem Weg über die Sünde zu einem Glück gelangen will, der wird früher oder später spüren, daß dieses Gut in seinen Händen zerbricht.

Denn der Fluch der Sünde, daß sie an sich harmlose und gute, erstrebenswerte Dinge in unsagbares Leid verkehrt. Die Dinge der Erde sind zum Frohmachen. Die Sünde nimmt ihnen diesen Charakter, so daß sie dem Menschen zur furchtbaren Anklage, zum Leid und zur Geisel werden.

Je wunschloser einer ist, desto weniger wird er sündigen. Es ist nichts so gefährlich für den Frieden der Seele, als jede hemmungslose Art von Gier und „Haben-wollen".

Das franziskanische Ideal der Armut erhält hier erst seinen tiefsten Sinn. Je weniger ich mein Wünschen an die Dinge dieser Welt binde, je anspruchloser, je unabhängiger ich von allen Dingen bin, desto weniger bin ich in Gefahr, ein Opfer dieser Dinge zu werden, desto weniger können sie meine „Begierlichkeit reizen und Sünde gebären".

„Die Reue vermag dem Geschehenen einen neuen Sinn zu geben und so das Böse dem Guten dienstbar zu machen."

Gessen.

Rosa von Tannenburg

Nach Christoph von Schmid

neu erzählt von

Eduard Drexl

Fortsetzung

Draußen auf dem Gange sagte der Torwärter aber sehr ernst zu Rosa: „Ich will dein mitleid'ges Herz gegen den Ritter eben nicht tadeln. Ich kann mir auch denken, daß du ihm sonst noch viel Gutes erweisest und will auch das gelten lassen. Allein, laß dich durch dein Mitleid nicht verleiten ihm zur Flucht zu verhelfen. Es würde ihm zwar nie gelingen; dafür ist zu gut gesorgt; aber schon der Versuch könnte mich unglücklich machen. Ich käme um Amt und Brot und würde mit Weib und Kind für immer aus dieser Burg verstoßen. Ja, mein Herr wäre imstande, mich in der Wut zu erstechen; denn ich habe es ihm mit meinem Kopf verbürgt, daß die Gefangenen gut verwahrt seien. Mache mich also nicht unglücklich und setze mein Leben keiner Gefahr aus."

Rosa mußte ihm das heilig versprechen.

Dreizehntes Kapitel.

Rose gibt den Ermahnungen ihres Vaters Gehör.

Während Edelbert in der kindlichen Liebe seiner Tochter viel Trost und Rosa in den zufriedenen Blicken ihres Vaters die größte Seligkeit fand, war zu Fichtenburg vieles anders geworden. Ritter Kunerichs Schloß war bisher der Sitz der Freude gewesen; allein jetzt hatte das Leiden, das sich durch verriegelte Tore und Fallbrücken nicht abhalten läßt, seine Einkehr auch in jenen Prachtzimmern genommen. Die Nachrichten von dem Kriege, den Kunerich aus Übermut mit einem sehr mächtigen Ritter und dessen Verbündeten angefangen hatte, lautete gar nicht gut. Kunerich war verwundet, seines ganzen Gepäckes beraubt und beinahe gefangen worden. Er lag in einer weit entfernten Burg eines seiner Anverwandten an seinen Wunden sehr krank und elend danieder. Anstatt daß er, wie sonst, Wagen voll Beute auf seine Burg führen ließ, mußte man nun ihm Geld und Gut zuschicken. Seine Gemahlin konnte ihn nicht einmal besuchen, weil es ihr an Kriegsknechten fehlte, unter deren Schutz sie hätte reisen können. Sie durfte sich nicht aus den Mauern wagen; sie wußte es zu gut, daß nicht Liebe, sondern Furcht ihrem Manne die Menschen umher gefällig mache. Kunerichs Feinde waren auch wirklich erwacht und schritten bereits zu öffentlichen Gewalttätigkeiten. Sie hatten schon einigemal die Lebensmittel, die man in einem benachbarten Flekken aufgekauft hatte und in das Schloß bringen wollte, weggenommen, so daß die Frau und ihre Kinder mit ganz einfacher Kost vorlieb nehmen und an manchen gar Mangel leiden mußten. Die Kinder bekamen die Kinderblattern und man zweifelte lang an ihrem Aufkommen. Zuletzt wurde die Frau vor Kummer, Sorgen und schlaflosen Nächten selbst krank.

Rosa hatte alles bis auf die kleinsten Umstände von der gesprächigen Torwärterin erfahren; sie selbst kam äußerst selten und nur wenn es ihr befohlen wurde in jene oberen Zimmer und Gänge des Schlosses, die der Ritter und seine Familie bewohnten. Bei jeder Stufe, die sie betrat, wuchs ihr Widerwillen und sie eilte, so sehr sie konnte, wieder die steinerne Stiege herab.

Rosa erzählte ihrem Vater, wie es nun oben im Schlosse stehe. Ein kaum merkliches Lächeln zeigte sich auf ihrem Gesichte als sie davon sprach.

„Nun," sagte sie, „mögen sie es auch aus Erfahrung inne werden, was Elend sei; mag ihr Stolz sich beugen lernen. Diese Rittersfrau, die in Glanz und Überfluß lebte, ihre Kinder auf das prächtigste kleidete, beständig von vornehmen Freundinnen besucht wurde und sie wieder besuchte, kann nun so einsam und still leben wie in einer

Klosterzelle. Und der stolze übermütige Ritter, der uns und anderen Menschen vielen Jammer bereitete, erfährt die Wahrheit des Sprichwortes: Mit dem Maße, mit dem man ausmißt, wird einem wiedervergolten."

Allein der edelmütige Vater billigte die Abneigung seiner Tochter gegen Kunerich nicht.

„Wie, meine Rosa," sprach er, „dich — dich höre ich so reden? Dein sanftes, mildes Angesicht seh' ich von schadenfrohem Lächeln entstellt! O, nicht doch, liebes Kind! Diese Gesinnungen sind nicht gut. Laß den Groll dein edles Herz nicht vergiften! Es ist wahr, dieser Ritter hat an mir gehandelt, wie es nicht recht ist. Er haßte mich ohne Ursache und tat mir viel Böses. Allein, ist dir denn die Lehre und das Beispiel unseres göttlichen Erlösers so fremd? Sollen wir denn diejenigen nicht lieben, die uns hassen? Sollen wir denen, die uns Böses tun, nicht Gutes erweisen?

Und wie? Das Böse, das Kunerich uns tat, wolltest du auch seiner Gemahlin entgelten lassen? — Ihr, die durch sein rohes Wesen ohnehin genug leiden mag und sein Verfahren gegen uns sicher nicht billigt! Ja, was der Vater verbrach, wolltest du sogar an seinen Kindern rächen,die noch unschuldig sind und noch nicht rechts und links wissen! Rosa! Rosa! laß dich durch die Liebe zu deinem Vater nicht zum H asse gegen seinen Feind verleiten! Sieh', ich hasse ihn ja auch nicht.

— Wenn ich mich im Getümmel der Schlacht befände und diesen Ritter in Lebensgefahr erblickte, ich würde mich unter feindliche Schwerter und Spieße hineinstürzen, um ihm das Leben zu retten — und sollte ich auch das meinige zum Opfer bringen müssen! Und du, Rosa, wenn du wieder in Glück und Wohlstand lebtest und wenn seine Frau und seine Kinder in Not und Elend gerieten und vor deiner Tür um Hilfe flehten, würdest du ihnen Herz und Tür verschließen und die armen Kleinen und ihre jammernde Mutter, die uns kein Leid taten, hilflos von dannen ziehen und in ihrem Elende umkommen lassen?"

Nein," sagte Rosa gerührt, „das würde, das könnte ich nicht tun. Ich würde ihnen von Herzen gern von allem, was ich hätte, mitteilen."

„Ich zweifle daran," sagte der Vater. „Da du ihnen nicht einmal das Kleinste — einen freundlichen Blick, ein gutes Wort geben magst, wie solltest du ihnen etwas Größeres geben? Da du stets alle Gelegenheit fliehst, sie nur zu sehen, wie könntest du je Gelegenheit finden ihnen Gutes zu tun? Ändere jetzt dein Betragen gegen sie! Begegne ihnen von Herzen freundlich! Nur dann wirst du, wenn sich ein Anlaß dazu ergibt, ihnen noch mehr tun.

Ich rate dir dies nicht aus menschlicher Klugheit; denn so hätte diese Freundlichkeit gar keinen Wert. Sie wäre eine elende, kriechende Heuchelei, deren wir uns schämen müßten.

Die wahre Menschenfreundlichkeit kann nicht aus der schmutzigen Wurzel des Eigennutzes emporblühen; sie kommt nur aus dem Grunde eines reinen, wohlwollenden Herzens.

Wir müssen alle Menschen als unsere Geschwister lieben und ihnen Gutes tun. Wir sollen bereit sein, selbst unser Leben für sie hinzugeben. Wir sollen sie lieben wie uns selbst.

Eine lieblose Menschenseele würde selbst im Himmel unselig sein."

Rosa hörte ihrem Vater aufmerksam und ergriffen zu.

„Du hast recht, liebster Vater," sagte sie, indem sie ihn mit tränenfeuchten Augen anblickte. „Wie weit habe ich noch hin, des Himmels wert zu sein! Ich will mich mit Gottes Hilfe bessern! Ich will trachten, alle Menschen — auch Kunerich und seine Frau und Kinder — wie mich selbst zu lieben. Und kann das Leiden mich bessern und liebevoller machen, so will ich gern leiden, solang es Gott will."

Rosa hielt ihr Wort. Sie wich denKindern des Ritters, die jetzt wieder gesund waren und zuzeiten in Begleitung ihres Kindermädchens in den Schloßhof herabkamen und da spielten, nicht mehr vorsätzlich aus. Sie tat nie mehr, als sähe sie dieselben nicht. Sie grüßte sie mit freundlichem Lächeln. Sie ließ sich mit ihnen in kleine Gespräche ein und suchte ihnen allerlei Gefälligkeiten zu erweisen. Sie ließ sich von Agnes das zahme Reh und die Turteltäubchen bringen und schenkte das Reh dem Knaben und die Täubchen den zwei kleinen Fräulein. Sie machte sich Vorwürfe, daß sie gegen diese holden Geschöpfe bisher so unfreundlich sein konnte.

„Ich habe mich selbst um viele Freude gebracht," sagte sie; „Mein Fehler war zugleich meine Strafe. O, wie recht hat mein Vater: Es ist besser, freundlich und versöhnlich als feindselig und rachgierig sein!"

Vierzehntes Kapitel

Rosas Heldenmut.

Es war nach langem Regen wieder einmal ein ungemein schöner, freundlicher Herbsttag angebro-

chen. Die Sonne war so hell, so warm aufgegangen, sie schien so freundlich auf die Burg herab, daß alles wie neu auflebte. Die Leute in dem Schlosse hatten sich auf das Feld hinausgewagt, den Rest der Feldfrüchte hereinzubringen. Das Kindermädchen, namens Thekla, war nach Tisch mit Kunerichs drei Kindern in den Schloßhof herabgekommen.

Mitten in dem großen, geräumigen Schloßhofe befand sich ein prächtiger Brunnen. Er war mit Mauern von schön behauenen Steinen eingefaßt und sechs schlanke Säulen trugen das hohe, steinerne Spitzdach, das nach der Art altertümlicher Münstertürme sehr kunstreich mit allerlei Verzierungen geschmückt war. Der Brunnen war von ganz ungewöhnlicher Tiefe. Man hatte beinahe eine Viertelstunde zu tun, den einzigen Eimer hinab- und heraufzuwinden. Die Fremden, deren gar viele die Burg besuchten, bewunderten alle den Brunnen als die größte Merkwürdigkeit. Um ihnen einen Begriff von seiner ungeheuren Tiefe zu geben, warf man kleine Kieselsteine hinab — und da war kein Reisender, der nicht erstaunte, wie lange es anstand, bis der Schall des aufgefallenen Steines endlich wieder heraufkam. Auch stellte man eine brennende Kerze in den Eimer und ließ sie hinab und es war wundersam anzusehen, wie das Licht rings die Mauer schön beleuchtete, sich in jedem Tropfen der nassen Mauersteine spiegelte und zuletzt wie ein rötlicher Stern aus der tiefen Nacht hervorstrahlte. Die Maurer, die zuzeiten hinabsteigen und den Brunnen ausbessern oder reinigen mußten, brauchten eine Menge Leitern, die sie an eigens dazu in die Mauer geschlagenen Haken befestigten. Es war eine alte Sage, daß man, bevor der Brunnen mit einem Dache versehen wurde, von seinem Grunde aus am hellen Mittag die Sterne am Himmel habe glänzen sehen.

Die drei Kinder spielten auf dem grünen, mit Vogelbeerbäumen bestandenen Platze am Brunnen. Idda und Emma, die zwei Mädchen, waren über den Anblick der schönen, scharlachroten Vogelbeeren hoch erfreut. Thekla mußte ihnen einige Trauben abbrechen. Sie faßten die Beeren sehr geschäftig an Fäden, schmückten sich damit den Hals und Arme und bildeten sich auf den seltsamen Schmuck nicht wenig ein.

Eberhardt der Knabe, warf zum Zeitvertreib Kieselsteine in den Brunnen. Er suchte immer die größten heraus, die er finden konnte, horchte aufmerksam, bis der Stein im Wasser klatschte, und hüpfte dann vor Freude. Als er dieses Spieles überdrüssig wurde und sich ein wenig von dem Brunnen entfernte, kam ein Vöglein herbeigeflogen.

Es setzte sich auf den Rand des Eimers und weil ein klein wenig Wasser in dem Eimer geblieben war, so flog es hinein, zu trinken oder sich zu baden. Der Knabe sah das Vöglein hineinfliegen.

„Wartet," sagte er in seiner kindlichen Einfalt zu seinen Schwesterchen, „das Vöglein will ich jetzt fangen. Habt nur acht; das wird einen hübschen Spaß abgeben."

Er kletterte an der steinernen Einfassung des Brunnens hinauf, streckte den kleinen Arm nach dem Eimer aus, neigte sich immer weiter hinüber, bekam das Übergewicht und stürzte hinunter in den schrecklichen Abgrund!

Die beiden kleinen Fräulein am Brunnen erhoben ein entsetzliches Jammergeschrei. Thekla, das Kindermädchen, war in die Schloßküche geschlichen, um dort zu naschen. Auf das Jammergeschrei der Kinder sprang sie erschrocken herbei. Gegen alle ihre Erwartung hörte sie auch den Knaben in dem Brunnen noch jammern und schreien. Sie schaute hinunter. Er war weit unten mit einem Flügel seines Kleides an einem Mauerhaken hängen geblieben. Nun stand sie da und wußte nicht, was sie anfangen sollte! Die Rittersfrau lag noch krank zu Bette und konnte nicht aus dem Zimmer; die übrigen Leute des Schlosses waren draußen auf dem Felde. Das zitternde, totenbleiche Mädchen schlug die Hände über dem Kopf zusammen und rief laut jammernd Gott und alle Heiligen um Hilfe an.

Ahnungsvoll eilte Rosa herbei. Sie hatte zu Hause bleiben müssen, weil das kleine Mädchen der Torwärterin in der vergangenen Nacht erkrankt war. Sie sah das Unglück.

Fortsetzung folgt.

Österliche Zeit.

Die Fasten sind der dunkle Grund,
daraus dir Feste sprießen,
die machen deinen dürren Mund
von Liedern überfließen.
Und wenn du nichts mehr hast und bist
als Opferbrot und -wein,
dann wird der auferstandne Christ
in diesen Zeichen dein.

FATIMA STUDENT BURSE

Im Monat Januar besuchte ein Mitglied des Generalrates unseres Oblatenordens im Namen des Generalobern unser neues Knabenkolleg St. Thomas. Vor seiner Abreise sagte er in seiner Ansprache an die Patres: „Dieses Kolleg ist dem Dienste der Kirche geweiht. Wir wollen hier nicht nur so einfach katholische Knaben erziehen. Unser allererstes Ziel ist, der Kirche neue Priester, neue Oblatenmissionare zu geben.“ Wir freuten uns dieser Worte. Priester können ja nur ein Ideal haben: Alles für Gott zu tun. Das Schönste jedoch, was für Gott neben der eigenen, persönlichen Christusliebe geopfert unr erarbeitet werden kann, ist dem Herrn neue Glaubensapostel, neue Priester zu bilden.

Unser katholisches Volk hat uns geholfen, das St. Thomaskolleg zu bauen. Seit Jahren helfen die Marienbotenleser nun auch, armen Knaben das Studium fürs Priestertum zu ermöglichen. Unsere Student Burse hilft. Sobald wieder einmal $6,000.00 zusammen sind, kann von den Zinsen dieses Geldes das jährliche Schulgeld eines armen Priesterstudenten gezahlt werden. Geben wir die Sache nicht auf. Jetzt ist es Fastenzeit, die Zeit des Büßens und des Almosengebens. Opfern wir unserer Liebei Frau von Fatima zu Ehren. Sie wird es uns segnen.

Bisher eingenommen:	$361.00
Ein Freund	25.00
	$386.00

Bitte, sendet euere Gaben an:

The Marian Press

Box 249, Battleford, Sask.